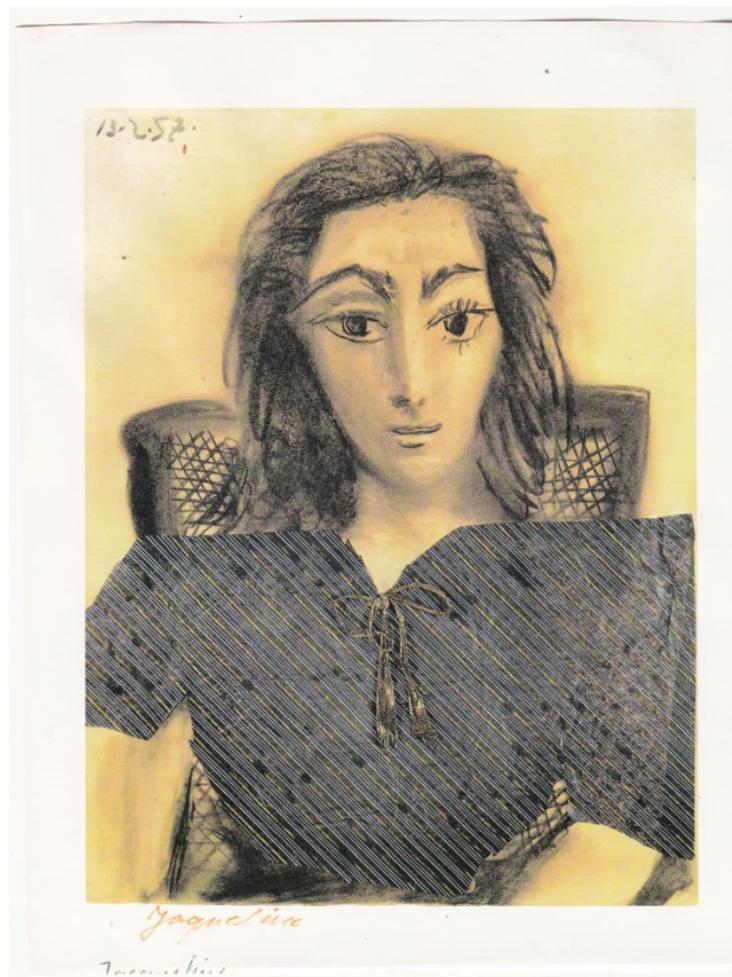


Antonín Dick

Gerettet!



**Erzählt aus Anlass der bevorstehenden Gründung
eines Museums für Exil in Berlin**

Berlin, im Oktober 2017

Antonín Dick

Gerettet!

Erzählt aus Anlass der bevorstehenden Gründung
eines Museums für Exil in Berlin

Alle Rechte an dem epischen Essay „Gerettet!“,
einschließlich der an den Gedichten und Fotos,
liegen beim Autor Antonín Dick.

Der epische Essay „Gerettet!“ ist urheberrechtlich geschützt.
Die Nutzung unterliegt § 1 bis § 24 Urheberrechtsgesetz
der Bundesrepublik Deutschland.

Endlich, endlich, rief ich, als ich kürzlich davon erfuhr, dass in Berlin ein Museum für Exil entstehen soll. Meine Eltern standen im organisierten Widerstand gegen Hitler und flüchteten nach dessen Sieg ins Ausland. Meine Mutter war Trägerin der Medaille „Kämpfer gegen den Faschismus 1933 – 1945“. Im Exil meiner Eltern erblickte ich das Licht der Welt.

Meine Mutter Dora Dick, eine Schneiderin aus dem jüdischen Proletariat des Berliner Ostens, nahm als Angehörige eines Anti-Nazi-Agitationstrupps an den Abwehrkämpfen der Arbeiterschaft gegen Hitler teil. „Am Oranienburger Tor, wo die Gegenden der Reichen und Armen aufeinanderprallten“, erzählte sie mir mit hochgezogenen Augenbrauen, „war unser Treffpunkt. In der Weißenburger Straße im Arbeiterbezirk Prenzlauer Berg, wo ich wohnte, war der zweite. Meistens sind wir gemeinsam gelaufen, haben Zeitungen verkauft, Parolen gerufen, Plakate geklebt, Flugblätter, deren Texte wir selbst entwickelt hatten, verteilt, geholfen, den Widerstand gegen die Nazis zu organisieren, die Arbeiter und Arbeitslosen aufgeklärt über die wahre Lage, in der sie sich befunden hatten, die Gefahren versucht aufzudecken, die uns Juden drohen würden, käme Hitler an die Macht, und vor allem immer wieder dargelegt, dass mit ihm Deutschland in einem furchtbaren Krieg enden würde, zudem in einer tödlichen Bedrohung für die gesamte Menschheit.“ Wie nur wenige damals mussten sie und ihre Mitstreiter den Anbruch einer entsetzlichen Zeitenwende gehant haben, und diese apokalyptische Morgenröte galt es um jeden Preis zu verhindern. War das möglich? Ob sie im Auftrag der Kommunistischen Partei gehandelt hätten, fragte ich sie einmal. „Nein, wir haben ganz frei gehandelt. Ich wollte, dass irgendwas passiert. Die Leute aufrütteln, dass sie nicht so stumm alles hinnehmen. Es war mir in Deutschland zu still. Du wartest nicht, hab ich mir gesagt, du gehst in die Friedrichstadt, in die Friedrichstraße, ins elegante Viertel, ziehst dich gut an und diskutierst mit den Menschen dort. Also hab ich mich an die Kaffeehäuser gesetzt, Kaffee getrunken, da hab ich mich hingeworfen, an den Straßenecken, Mohrenstraße, Französische Straße, wo die Leute vorbeikamen und hab sie angesprochen. Ich wollte unsere kommunistische Meinung vertreten.“

Die politischen Lebenswege vieler engagierter, junger Jüdinnen damals ähnelten sich, gleichgültig, aus welcher sozialen Schicht sie stammten, ein Grundtypus der politischen Emanzipation junger Frauen aus jüdischem Hause: Hannah Arendt, Dora Benjamin, Carola Bloch, Dora Dick, Hilde Domin, Marta Feuchtwanger, Lisa Fittko, Gisèle Freund, Lotte Fünberg, Therese Giehse, Leah Goldberg, Anna Maria Jokl, Vera Lachmann, Erika Mann, Lili Réthi, Jenny Rosenbaum, Ellen Rosenberg, Nelly Sachs, Steffi Spira, Grete Stern, Helene Weigel, Margarete Wittkowski, Beatrice Zweig, um nur einige zu nennen. Und als das Ende der Demokratie eintrat, blieb, wie man weiß, nur noch die Rettung ins Ausland. Alle erlebten sie das Exil als dramatische Spanne zwischen Furcht vor Verfolgung und Hoffnung auf Selbstverwirklichung in einem Land freier Menschen, auch das weiß man. Aber was neu ist, jedenfalls für mich, und dies gerade als Teil der Summe der Gespräche mit meiner Mutter: dass einige von ihnen die Flucht auch als Flucht vor dem Verrat verstanden haben, denn massenweise gab es Verrat in den eigenen Reihen während der Tage und Wochen der Entscheidung vor und nach Hitlers Machtantritt.

Meine Mutter vermied dieses Thema während unserer Flüchtlingsgespräche, obwohl es sie schwer traf. Oder weil? Es war alles unbegreiflich für sie, die Niederlage, die Aufputschung zum Hass gegen Juden, und eben der Verrat. „Und dann diese kriegerischen Aufmärsche“, erzählte sie mir aufgebracht, als würde in diesem neuen Phänomen alles politisch Gewollte zusammenfließen, und es floss ja zum Zweck der Zurschaustellung der ungebändigten Naturkräfte, die sie heraufbeschworen wollten, tatsächlich auch alles politisch Gewollte zusammen, denn das war ja die versteckte Lust, das vermeintlich Zukunftsträchtige an diesen furchteinflößenden Aufzügen, die Geburt des Herrenmenschen, die Geburt der blonden

Bestie, „da knallten die Stiefel wie nur irgendwas, Springerstiefel hatten die an. Und wie abends in den dunklen Himmel ihre Fackeln loderten!“

Je mehr ich mich in die Faschismusmaterie vertiefte, desto unverständlicher wurde sie mir. Fast wollte ich schon aufgeben, da bat ich meine Mutter, allein mit ihrem Fühlen von damals auszudrücken, was damals eigentlich geschah. Sie überlegte kurz, dann stand auf einem Zettel als Antwort ein kleines Gedicht:

*klopft jemand an die Tür
nicht aufmachen
heißt es*

Deutschland 1933. Wem konnte man vertrauen?

Und mit wem könnte ich, ein Exilgeborener, heute offen über diesen dunklen Flecken in der deutschen Geschichte reden? Nicht zuletzt über den Verrat von Teilen der Arbeiterschaft, der klugen deutschen Arbeiterschaft? Warum geschah der überhaupt? Nur aus Angst vor dem Terror? Aber woher kam dieser? Doch nicht aus dem Nichts? Was geschah da wirklich vor 84 Jahren? Vom Standpunkt des Individuums, meine ich? Jede Staatsbürgerin und jeder Staatsbürger des Deutschen Reiches traf doch damals eine persönliche Entscheidung, die persönlichste vielleicht in ihrem bzw. seinem ganzen Leben, für deren Folgen sie bzw. er allein die volle Verantwortung übernommen hatte, oder etwa nicht?

Wer erklärt mir den Verrat?

Auf den Listen von SA und SS stehend, entkam meine Mutter nur knapp einer Verhaftung auf offener Straße. Die Nazis schleiften sie am Halstuch über das Straßenpflaster zum Abtransport. Buchstäblich in letzter Sekunde konnte sie sich losreißen und ihnen entkommen. Sie rettete sich 1933 nach Paris mittels einer Scheinheirat, die ihr das Einreisevisum für Frankreich ermöglichte. Ein Jahr später tauchte sie als Kurierin der Kommunisten, mit denen sie sympathisierte, wieder in Berlin auf. Sie ging in den Untergrund, nahm im Auftrag der Pariser KP-Auslandsleitung mit ihrer alten Widerstandsgruppe im Ostteil der Stadt Kontakt auf, und ihre nicht mittellose Schwester versorgte sie mit einer Wohnung im unauffälligen Siegmunds Hof am S-Bahnhof Tiergarten im Westteil der Stadt, wo etliche Juden relativ unbehelligt wohnten. Ihre Widerstandsgruppe schickte sie jedoch nach Prüfung aller Einsatzmöglichkeiten nach Prag. Im selbstgenähten Seidenkleid und in Stöckelschuhen gab sie sich im Dunkel eines Nachtzugs als ausländische Handlungsreisende aus. Sommerhut mit flatterndem Bändchen, Stola, echtlederne Handtasche und gebrochenes Deutsch immunisierten sie vollends, sodass sie die Nazis fast mühelos täuschen konnte. Zwei Koffer im Gepäcknetz: einer mit Kleidung, ein anderer mit marxistischer Literatur und Parteiunterlagen.

Der Abschied ertrank im Schmerz. Es war ein Freitagabend, Schabbes Einkehr. Sie schlich sich heimlich in den nördlich vom Scheunenviertel gelegenen Kiez verarmter Juden, zwei Straßen entfernt von der mütterlichen Wohnung in der Choriner Straße, um nicht von ihren Brüdern entdeckt zu werden. Abend stand sie da, in eine dunkle Toreinfahrt gedrückt,

sah in Gedanken die beiden Kerzen auf dem niedrigen Esstisch brennen, hörte die Gebete und jiddischen Gesänge aus Galizien, roch den Weizenzopf, und über ihre Wangen rannen die Tränen. Nie wieder sah sie Mutter und Geschwister.

In Prag engagierte sie sich politisch in verschiedenen Exilgruppen, vertiefte in Zirkeln gebildeter Frauen ihr politisches Wissen und veröffentlichte kleine Beiträge in Emigrantenblättern. Als Autodidaktin, vorgeschult durch Modezeichnen, nahm sie an einer der Ausstellungen teil, die der geflohene Dadaist und Begründer der politischen Fotomontage John Heartfield organisiert hatte. Ort dieser autonomen Vernissagen war das Flüchtlingsheim der Emigranten in Strašnice, einem Arbeiterviertel im Osten der Stadt. Arbeiterexilanten und Prager Arbeiter hatten es mit Unterstützung der Prager Behörden aus einem halbverfallenen Fabrikgebäude errichtet. Am Anfang ihrer Prager Jahre hatte auch meine Mutter hier zeitweilig eine Bleibe gefunden. Im Emigrantenheim in Strašnice und im legendären Emigrantencafé „Conti“ in der City lernte sie die wichtigsten politisch engagierten Künstler links-alternativer Provenienz kennen, die ihren weiteren Weg als Emigrantin maßgeblich prägten: Theo Balden, John Heartfield, Oskar Kokoschka, Kurt Lade, Heinz Worner, Dorothea Wüsten, Johannes Wüsten, die Pressezeichner Edmund Mehlmann und Hans Rothe. Meine Mutter wurde Mitglied der Zeichner-Gruppe, die Hans Rothe, ein jüdischer Kommunist, leitete und die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, für die unterschiedlichsten Zeitschriften, Zeitungen und Flugblätter des Exils Illustrationen und zündende Karikaturen bereitzustellen. Prag war nicht nur die Stadt der literarischen Metapher und Parabel, sondern auch die der spitzen Feder.

Das Haupt der politischen Emigration, der Nobelpreisträger Thomas Mann, weilte, aus der Schweiz kommend, anlässlich eines Rundfunkvortrags in der Stadt an der Moldau. Aber er klärte auch Praktisches, Lebensnotwendiges, stellte zwischen den aus Nazideutschland Geflohenen, die mittellos waren, und caritativen Organisationen lebenswichtige Verbindungen her und nahm vor Ort behutsam an der Regelung von Zuwendungsfragen teil, die sich aus dem von ihm gestifteten Thomas-Mann-Fonds für Verfolgte ergaben. Die Repräsentanten der Flüchtlingsorganisationen waren außerordentlich dankbar. Folge dieses hohen Besuchs war außerdem, dass sich etliche Arbeiteremigranten zusammentaten und zum ersten Mal in ihrem Leben die Bücher des weltbekannten Romanciers lasen und diskutierten. Meine Mutter gehörte zu einem dieser kleinen Lesekreise. In unmittelbarer Nähe ihrer damaligen Wohnung in der Fochova Třída 182 im Stadtteil Vinohrady befindet sich der Neue Jüdische Friedhof, der größte von Prag, auf dem auch Franz Kafka und Familie ihre letzte Ruhestätte haben. Und auf diesem Friedhof, in einer seiner entlegenen und ansonsten nur wenig besuchten Ecken, tauschten die Emigranten, unter Bäumen auf einer Bank sitzend, in leisen Gesprächen ihre atemberaubenden Leseerfahrungen aus.

Doch dann ertönte ein kaum zu verkraftender politischer Paukenschlag: der Verrat der Westmächte an der jungen tschechoslowakischen Republik, das Münchner Abkommen – der Beginn des tschechoslowakischen Herbstes.

Von der Stadt einer Jahrhunderte währenden Gastfreundschaft, von der Stadt eines Jahrhunderts währenden Freigeistes war kaum noch etwas übriggeblieben. Unsicherheit und Angst beherrschten das gesellschaftliche Klima. Der Kosmopolitismus der Bewohner dieser Stadt war faktisch zum Erliegen gekommen. Zusehends wurde Prag von politisch zwielichtigen Gestalten überschwemmt. Um die Bevölkerung unumkehrbar zu desorientieren, streuten Provokateure Gerüchte, schürten judenfeindliche Stimmungen. Prags Arbeiter jedoch blieben unbeirrt, bewaffneten sich, begannen angesichts der Gefahr eines deutschen Einmarsches, Verteidigungslinien anzulegen. Und die Emigranten? Regelmäßig traf sich meine Mutter mit tschechischen Redakteuren linker Aufklärungsschriften in einem Schützengraben, um ihre auf Blättern veralteter Abreißkalender geschriebenen Beiträge zu übergeben. Hitler drohte mit der Zerstörung Prags aus der Luft, falls er nicht besetzen dürfe. Am 15. und 16. März 1939 besetzten die Deutschen Prag. Einen Befehl zur Liquidierung der

Emigration hatte er bereits erteilt. Panik unter den Emigranten. Etliche flüchteten in den Selbstmord. Die Stadt war umstellt. Unerwartet war Schnee gefallen, und die Schneeflocken tanzten unschuldig durch Gassen und Straßen einer gespenstischen Stadt. Raum zur Flucht? In der heillosen Enge der Hetzjagd? Zwei Fluchtversuche. Beide scheiterten. Die Schneeflocken flogen und flogen, als würden sie erinnern wollen, und sie flogen grenzüberschreitend. Meine Mutter rannte von Botschaft zu Botschaft. Übernachten konnte sie auf Parkbänken oder in verlassenen Wohnungen, manchmal war sie Gast bei jüdischen Familien, für die sie Tag für Tag genährt hatte, um ihren Lebensunterhalt zu sichern. Einmal stand sie in einem Lebensmittelgeschäft in einer Schlange, vor ihr plötzlich ein stiernackiger Besitzer, geistesgegenwärtig stellte sie sich taubstumm, eine hörbare Öffnung im Todesraum, die andere Bedrängte schon nicht mehr wahrnahmen. Hatte sie Papiere? Welche Schneise des Vergessens schlug sie ein, um zu entkommen? In sein geheimes Tagebuch notierte der ebenfalls in der Falle sitzende jüdisch-kommunistische Grafiker Kurt Lade am 19. März, dass sie alle auf der Suche nach tschechischen Papieren seien.

Dann erste, zage Echos von fernen Inseln in der Stadt der Eingeschlossenen – wir lassen euch nicht im Stich. Im Januar bereits hatte der jüdische Gelehrtenemigrant Jürgen Kuczynski die englische Auslandsleitung der KP gedrängt, für die Rettung der eingeschlossenen Emigranten schnellstmöglich etwas zu tun, denn auf Grund von Arbeitskontakten zum Sowjetischen Militärischen Abschirmdienst wusste er um den ungefähren Termin der Besetzung. In Absprache mit dem Foreign Office der britischen Regierung wurde für die 280 Mitglieder zählende Gruppe Schmidt, Kommunisten und Sympathisanten, darunter meine Mutter, eine großangelegte Rettungsaktion eingeleitet. Die Briten kümmerten sich selbstverständlich um alle in der Falle sitzenden Exilanten – um Sozialdemokraten, Kommunisten, Sozialisten, Gewerkschafter, Künstler und Schriftsteller, Wissenschaftler und Publizisten sowie auch um Nazigegner aus Glaubensgründen. Geld und Gewährsleute mussten organisiert werden, Fluchtwege, Pässe, Bahntickets und Unterbringungsmöglichkeiten. Ein geheimes Netzwerk entstand, fünf europäische Länder miteinander verbindend, ein logistisches Meisterwerk. Die Emissärin der britischen Regierung Doreen Agnes Rosemary Julia Warriner konspirierte mit Vertretern der Exilanten, z. B. mit Kurt Lade. In kleinen Gruppen wurden sie durch die feindlichen Linien geschleust. Ziel war Mährisch-Ostrau, von dort ging es, geführt von tschechischen Fluchthelfern, durch unwegsame, bergige Wälder Richtung Grenze, wo auch die tschechischen Pässe zu vernichten waren, um sich in Polen nicht als Politische zu verraten, andernfalls drohte Gefängnis oder Abschiebung nach Nazideutschland. Doch nicht nur verräterische Pässe, auch Spitzel waren auf den nächtlichen Eilmärschen abzuschütteln. Nach einer halsbrecherischen Wanderung unter der Grenze, durch einen stillgelegten und halbverfallenen Bergwerksstollen hindurch, genossen die Eingeschlossenen von Prag erstmals wieder ein Morgengrauen in Freiheit. In Katowice stellte die aus Prag herbeigeeilte Doreen Warriner die Einreisevisa für Großbritannien aus. Dann ging es nach Warschau, von dort nach Gdingen. Mit der „Warszawa“, einem der letzten Flüchtlingsschiffe, das Nazigegner und jüdische Flüchtlinge aus den besetzten Sudeten- und anderen Gebieten aufnehmen konnte, stachen sie an einem sonnigen Tag in der zweiten Hälfte des Monats April in See. Sie schauten ab und zu unsicher nach oben. Dunkle Ahnungen mischten sich in den Wolkenaufzug, der hier und da an den Horizonten zu sehen war. Die nicht ungefährliche Fahrt mit dem überfüllten Flüchtlingsschiff ging zunächst nach Malmö, wo die erkrankten Flüchtlingskinder medizinisch versorgt wurden, dann durch den mit einschüchternden, überdimensionalen Hakenkreuzfahnen bewehrten Kaiser-Wilhelm-Kanal mit Ziel Brunsbüttel, einem Hafen der NS-Kriegsmarine. Stundenlang warteten sie auf exterritorialem Gelände auf die aus England angekündigte „Boston“. Eine sonderbare Stimmung ergriff die Gejagten. Die dieser Stimmung bleibenden Ausdruck zu verleihen vermochte, war meine Mutter. Fünf Jahrzehnte schlummerte in ihrem Herzen ein Gedicht, das sich erst jetzt, während unserer Flüchtlingsgespräche, dem Schlaf entrang:

*dicht an dicht standen wir
ein Gefühl wie wir sind nicht mehr
aufgelöst im Warten
die Mole hatte eine Stimme
aber wir hörten nur das Wasser
gegen die Mauern klatschen
wir drehten uns nicht um
wir schauten einander nicht an
es wird das letzte Schiff
sagte plötzlich eine Stimme
auch das letzte Wort sein*

Am 5. Mai 1939 legte die „Boston“ an der Südküste Englands in Clacton-on-Sea an. Es dauerte nicht lange, da stürzten sich die Emigranten auch schon wieder in die politische Arbeit. In London beteiligte sich meine Mutter am Aufbau des Freien Deutschen Kulturbunds in Großbritannien (FDKB), der sich im Kern als eine „deutsche, antinationalsozialistische, antifaschistische, überparteiliche Flüchtlingsorganisation“ verstand. Der am 1. März 1939 in London gegründete Neuling entwickelte sich zur bedeutendsten Exilorganisation im Vereinigten Königreich.

Gemeinsam mit dem Maler-Schriftsteller Oskar Kokoschka, einem der wichtigsten Initiatoren der Gründung des FDKB, organisierte meine Mutter Ausstellungen mit Werken von Exilkünstlern, vor allem Wanderausstellungen, die durchs gesamte gastgebende Land zogen, gleichgültig, ob die Werke von professionellen oder Amateurl Künstlern geschaffen wurden, von Grafikern, Malern, Fotokünstlern und Bildhauern. Verfemte Künstler wie Oskar Kokoschka wurden umfassend rehabilitiert, auch diejenigen, deren Werke in den Jahren der Diktatur weitestgehend verloren gegangen waren, wie es z. B. Erich Kahn geschah, alle von den Nazis ausgegrenzten und verfolgten Künstler wurden rehabilitiert, gefördert und der Öffentlichkeit bekannt gemacht. Und es wurden auch diejenigen Emigranten-Künstler ausgestellt und fachlich gewürdigt, die erst im Zuge des Exils zur bildnerischen Suche nach gültigem Ausdruck aufgebrochen waren. Oskar Kokoschka, ein weltweit geachteter und vielfach gewürdigter Künstler, ein anerkannter Autor und ein politischer Protagonist, auf den man hörte, und meine Mutter, eine einfache, unbekannte Frau aus dem jüdischen Proletariat von Berlin und politische Aktivistin schufen zusammen mit einer ganzen Gruppe von selbstlosen Ausstellungsmachern ein einzigartiges Beispiel der Rettung der Kunst vor dem Zerstörungswerk der braunen Barbaren.

So unterschiedlich ihre soziale und berufliche Herkunft auch war, so hatten doch beide FDKB-Aktivistinnen ganz ähnliche Verfolgungserfahrungen. Beide haben sehr früh auf den Listen von SA und SS gestanden, beide haben Widerstand geleistet bis zuletzt. Wie meine Mutter übte Kokoschka mit dem Mut der Verzweiflung Solidarität, als man schon längst auf verlorenem Posten stand. Schon eine geraume Zeit nach der „Machtergreifung“ Hitlers, im Mai 1933, die ersten antisemitischen Maßnahmen waren eingeleitet, die ersten antidemokratischen Repressalien vollzogen, die ersten Lager errichtet, veröffentlichte Kokoschka in der „Frankfurter Zeitung“ einen Artikel der Solidarität mit dem Maler Max Liebermann, der, weil er Jude war, von den Nazis verfemt wurde. Kokoschka hatte die Stirn gehabt, an Hitler einen Brief über dessen verquaste Auffassungen über die Natur des Sehens zu schreiben. Fortan galt Kokoschka für Hitler als der „Kunstfeind Nr. 1“. Die Ideologen des

Nazisystems stuften ihn als den „Entartetsten unter den Entarteten“ ein und gaben ihm zur Tötung frei. Über den Reichssender Breslau drohten die Nazis: „Wenn wir nach Prag kommen, wirst du am ersten Laternenpfahl hängen.“

Wo und wie sie auch immer sie auftraten, beide Nazigeegner begriffen den Widerstand gegen Hitler als Gegen-Angriff, wie auch eines der vielen Emigrantenblätter in Prag hieß, nicht lediglich als Verteidigung. In ihren Herzen hatten beide Nazigeegner zutiefst verstanden, dass es bei dieser politischen Auseinandersetzung um das Leben selbst ging, weil es dem braunen Gesindel in allem, was sie dachten und taten, um den Tod ging, auch wenn sie vom Leben redeten. Sie waren Betrüger, bevor sie anfangen zu denken und zu reden.

Und als die Stunde des Abschieds von Europa nahte, war die Sprache, in der beide zurückschauten, ähnlich. Es war die Sprache von Exterminierten, denen man nichts vormachen konnte, Fluchtsprache. Meine Mutter sprach vom letzten Wort, Kokoschka von der letzten Stunde. Er war stolz darauf, sich mit nichts anderem auf die Inseln gerettet zu haben als mit einer Fünf-Pfund-Banknote. Seinen Blick aus dem Flugzeugfenster beschrieb er später so: „Als ich mit Olda Palkovská im Oktober 1938 Prag für immer verließ, meinte ich, in der Abendröte über dem Fluss die letzte Stunde Europas zu sehen.“

Und doch sprachen sie nur aus Liebe zum Leben. Alle Gezeichneten sprachen so. Alle hatten diese Verletzbarkeit an sich. Das war das mehr oder weniger gut versteckte Wissen um die Möglichkeit ihres sofortigen Auslöschens, und ihre Liebe war eine versteckte. Und daraus entsprang vermutlich auch ihre zärtliche Nachgiebigkeit, die mich stets überwältigte.

„Schöne Ausstellungen haben wir in London und anderswo organisiert“, erzählte mir meine Mutter voller Begeisterung, mit fast kindlich anmutender Begeisterung: „Und die sind auch gut angekommen, die Leute haben sich sehr dafür interessiert, haben sie sehr gern gesehen. Ich habe die Ausstellungen mitorganisiert. War eine beendet, wurde die nächste vorbereitet. Und es wurden auch Ausstellungen von Werken, die Kinder verfertigt haben, gezeigt. Das waren alles Kinder von Emigranten. Teilweise haben die Kinder ihre Werke an die Wand gemalt, einfach so an die Wand, ohne ein Blatt Papier, völlig ohne Anleitung. Sie haben ihre Erfahrungen im Bild festgehalten, den Schrecken der Flucht, später den Wahnsinn des Krieges. Wenn die Kinder nicht weiterwussten, hat Kokoschka ihnen geholfen. Und die waren ihm sehr zugetan. Sie haben ihn heiß geliebt. Die Kinder wurden eingeladen und mit Kaffee und Kuchen bewirtet. Ihre Ausstellungen sind gut angekommen, und die Kinder waren glücklich, dass sie so viel Anerkennung fanden.“

Und Widersprüche? Die heftigsten, die man sich nur vorstellen kann. Meiner Mutter ging es bei der Auswahl der auszustellenden Werke um die existentiellen Lebensthemen der Unteren, Kokoschka um die Entwicklung von Künstlerpersönlichkeiten. Hier prallten Welten aufeinander: „Und dann wollte er, dass die Namen mit an die Wand kommen“, erregte sich meine Mutter, „aber wir wollten keine Namen. Natürlich hat ein Künstler das Recht, dass sein Name genannt wird, aber wir wollten das nicht. Uns ging es um die bestimmte politische Aussage und ob bestimmte Bilder an die Wand kommen oder nicht. Und vor allem deswegen waren wir gegen Namensschilder, weil sich das hätte gegen die anderen Künstler richten können, die nicht ausstellten, aber mit ihren Arbeiten eine Ausstellung auch vorbereitet hatten, und ihr Nichtdabeisein hätte ich als Zurücksetzung gegenüber den anderen empfunden. Die Titel der Bilder wurden natürlich veröffentlicht, aber nicht die Namen der Maler. Selbstverständlich hatten wir uns immer wieder geeinigt, wir hatten ja die gleichen politischen Interessen. Und er hatte Respekt vor mir gehabt, ich war vertraut mit den Alltagsproblemen der Künstler und mit den Anforderungen der Öffentlichkeit, ich wusste, worauf es politisch ankommt, und da musste er mitmachen, ob es ihm gepasst hat oder nicht. Ich war für ihn eine

Person, die mitreden konnte, ich war zu interessiert an allem, und das hat ihn sehr imponiert, dadurch konnte er mich für alles verwenden, besonders meine Kontakte haben ihn am meisten interessiert, er wollte immer neue und unbekannte Künstler für die Ausstellungen gewinnen, du siehst, das war für uns eine sehr spannungsgeladene Arbeitsbeziehung.“

Die Konflikte gingen so weit, dass sie zeitweise nicht miteinander gesprochen haben. Schließlich entschloss sich Kokoschka zu einer ungewöhnlichen Konfliktbewältigung. Er beschloss, meine Mutter zu malen. Sie musste ihm viel erzählen, von der jüdischen Kindheit in Berlin, von den Klassenkämpfen, von ihrer Flucht aus Berlin und von ihrem Exil in Prag, das er ja auch durchgemacht hatte. Und eines Tages rückte er mit seiner Idee von Konfliktbewältigung heraus. Natürlich erntete er nur Schweigen, und es kam zu keiner einzigen Sitzung.

Beiden Emigrierten war bald klar, dass hier eine Kollision vorwaltet, die subjektunabhängig ist. Er verteidigte den Schutz des Individuums in einem Zeitalter, in welchem politische Bewegungen wie Pilze aus dem Boden schossen, die die Entpersönlichung des Menschen voranzutreiben suchten, und sie verteidigte die Anwendung des immer mehr in Gefahr geratenen Gerechtigkeitsprinzips. Eigentlich war es einfach zu machen. Eine Gruppe von gleichberechtigten Exilkünstlern – und jeder einzelne setzte sich mit dem Thema Exil auseinander, und dann bereiteten sie gemeinsam die Ausstellung vor, besorgten Räumlichkeiten, richteten sie her, bearbeiteten die Wände, kümmerten sich um die Hängung und Ausleuchtung der Werke, sorgten für einen würdigen Eingangsbereich und übernahmen die komplexen Aufgaben einer Öffentlichkeitsarbeit, und dann sollte es plötzlich, wenn es darum ging, die Werke für die Ausstellung zusammenzustellen, Zurücksetzungen geben, weil etliche Künstler der Auswahl zum Opfer fielen, die er natürlich bestimmte, er hatte den Blick.

Wie diese Widersprüche deuten? Wie mit ihnen umgehen? „Selbstverständlich hatten wir uns immer wieder geeinigt, wir hatten ja die gleichen politischen Interessen“, höre ich meine Mutter wieder und wieder sagen, und es ist ihr zu glauben. Es wäre hochinteressant für die Exilforschung, derartig verwickelte Arbeitsprozesse einmal Phase für Phase zu rekonstruieren, und zwar unter ständig veränderten Ausgangsbedingungen. Gerade für uns Heutige, die wir Akteure von ganz ähnlichen Teamprozessen in den Medien, in den Erfinderbüros und in den Ateliers sind, und dies wäre dann vielleicht so etwas wie die Geburt einer experimentellen Exilforschung.

„Ich lebte in meinem kalten Raum, den ich mit dem Dampf eines Wasserkessels notdürftig und feucht erwärmte, da der offene Gaskamin, mit Schillingen in Betrieb gesetzt, als Heizung zu teuer war. Die beiden hohen Fenster hinaus auf Inverness Place, das ganze baufällige kleine Haus hielten keine Wärme; und draußen das ständige Nieseln des Londoner Regens. Anfang März wurde es unsaisonmäßig kalt, es fiel Schnee, der im nachfolgenden Regen schmolz und von plötzlich einsetzendem Frost in spiegelglattes Eis verwandelt wurde. Es war Freitagabend, als ich, ausgelaugt vom langen Lesen in der feuchten Wärme in diesem deprimierenden Haus so sehr von Einsamkeit überfallen wurde, dass ich beschloss, irgendwohin, zu Mandy, zu fahren, obgleich es schon neun Uhr war und draußen eisig kalt.

Ich nahm mir nicht einmal die Ruhe, die Lippen zu schminken in dem blassen Gesicht mit den tiefen Augenringen von Müdigkeit und Kälte, zog meinen alten Teddybärmantel an, setzte irgendeine Mütze auf – alles zusammen ein farbloses Braun und Dunkelblau, in schlimmster Form.

Draußen war es gefährlich glatt, kaum ein Mensch unterwegs, aber der 7er Bus kam bald, langsam, schlingernd. Die gefrorene Fahrbahn entlangbalancierend, fast leer, und ich setzte mich schnell gleich neben den Eingang auf die Querbank. Gegenüber saß der Unbekannte. Er

hatte das rechte Bein über das linke Knie gelegt, so dass der Schuh die Polsterbank streifte. Wie ich, nur für einen Herzschlag, hinüberschaute, sagte er ‚Sorry‘ und nahm die Schuhspitze von der Bank.

Während der schleudernden Fahrt zur nächsten Station stand er auf, ging auf die offene Plattform; ich nahm es wahr, ohne aufzuschauen, beschwor ihn nur, machtlos, schweigend ‚Steig nicht aus, steig nicht aus‘. Er stand noch da, als meine Station kam, stieg hinter mir aus.

Ich ging langsam, er noch langsamer hinter mir. Da drehte ich mich um, stand direkt in seinem Weg und musste den Kopf hoch hinaufwenden, um ihm ins Gesicht zu sehen, und sagte: ‚I know you. Who are you?‘ Und lächelnd, mit einem erschreckend erkennbaren Akzent, sagte er: ‚I am I‘, und ich sah in seinem Knopfloch das winzige polnische Offiziersabzeichen, und mein Herz sank, und ich dachte degoutiert: ‚So bin ich auf einen Polen hereingefallen.‘

Vor einiger Zeit waren Teile der halb-faschistischen polnischen Armee des General Anders aus Tobruk und Ägypten nach England gekommen, und die Engländerinnen waren, trotz der traditionellen englischen Ausländerverachtung, den draufgängerischen Typen an den Hals geflogen.“

Ängste, Ängste, doch die Angstschalen des Exils fielen bald ab vom Ich, die Liebe obsiegte. Die Schriftstellerin Anna Maria Jokl erzählt in ihren Exilerinnerungen „Die Reise nach London“ die Geschichte ihrer großen Liebe. Ihr Lebensgefährte war ein polnischer Schriftsteller, der zwar in einem gefährlichen politischen Umkreis lebte, aber natürlich alles andere war als reaktionär. Doch ihre Liebe endete tragisch. Und sie blieb kinderlos. Allerdings hinterließ sie ein Werk, das Generationen beschäftigen sollte und vermutlich noch Generationen beschäftigen wird, in nur wenigen Wochen verfasst, im Prager Exil bereits, „Die Perlmutterfarbe“, so der Titel, eine packende Geschichte von Kindern, darüber eigentlich, wie Faschismus entsteht, als etwas Zeitloses, als kulturelles Muster, das immer wieder ausbrechen kann, von Anbeginn da, ausbruchsbereit, nur wartend auf günstige Bedingungen, ohne zu fragen plötzlich da. Und dann diese andere Liebe im Exil, eine Arbeiterliebe, der ich mein Leben verdanke, mein Leben am Rande der Emigration. Meine Mutter lernte meinen Vater Albin Dick, einen Elektroschweißer aus den sudetendeutschen Industriegebieten kennen, in einem Londoner Emigrantenheim, einen geflüchteten kommunistischen Widerstandskämpfer. Vor seiner Flucht wurde er wegen Organisation eines Streiks von Arbeitern ins Gefängnis geworfen. In den Reihen der Selbstverteidigungskräfte der tschechoslowakischen Republik kämpfte er gegen die Henlein-Faschisten.

In London lebten Tausende von geflüchteten Naziverfolgten, von *Refugees from Nazi oppression*, wie sie behördlicherseits genannt wurden, vor allem im Emigrantenviertel London-Hampstead im Norden der Metropole, das einst nicht mehr als ein kleiner Vorort von London gewesen war. Doch schon damals arbeitete hier unermüdlich der Geist des sozialen Gewissens. Einer der Repräsentanten der englischen Frühromantik – der revolutionär-demokratisch gesinnte Dichter John Keats – wirkte in diesem Landstrich, getragen von einer leidenschaftlichen Liebe, die ihn durch und durch umkremelte, ihn selbstlos machte, ihn empfänglich machte in seinem verschwitzten Apothekeralltag, kurz, ihn zum Dichter machte, zum feinnervigen Erforscher der neuen Rolle der menschlichen Persönlichkeit im gesellschaftlichen Lebensprozess vor dem Hintergrund des Sieges der Restauration auf Festlandeuropa. Er gilt als der poetische Entdecker eines völlig neuartigen und kaum beherrschbaren Widerspruchs, nämlich des antagonistischen Widerspruchs zwischen Schönheit und Wahrheit. Ist dies nicht ein zutiefst aktueller Widerspruch? Hocken wir nicht tagtäglich in einer Art Höhle zur Erzeugung von Wellnessgefühlen und starren ab und zu

durch die mit kostbarem Marmor eingefassten Bullaugen hinaus in die hässliche Wirklichkeit?

Der von den Nazis ins Exil getriebene Begründer der Psychoanalyse Sigmund Freud vollendete in London-Hampstead seine letzte große Arbeit, das Epoche machende Werk „Der Mann Moses und die monotheistische Religion“. In neueren Werkdeutungen konnte die Psychoanalytikerin Ilse Grubrich-Simitis nachweisen, dass Freud mit diesem letzten großen Werk einen Bogen von seiner gesicherten Arzt- und Wissenschaftlerexistenz zum Geschehen des Exils gespannt hatte. Unter dem Eindruck des unaufhaltsamen Marsches der faschistischen Bewegung durch die europäischen Gesellschaften bekannte er sich mit dieser Arbeit demonstrativ zu seiner jüdischen Existenz, der er einen unentrinnbaren Verfolgungszusammenhang zugrunde zu legen gedachte. Plötzlich schutzbedürftig zu sein wie ein hilfloses Kind – das bekannte er.

Eine andere Begegnung, eine fiktive. Doch hätte sie so oder so ähnlich durchaus stattfinden können. Ein Diskurs über die Entstehung des Faschismus, einer von vielen geglückten und missglückten Versuchen damals, aber dieser hier war besonders. Irgendwo in einem ernsten Halbdunkel eines versteckten Winkels eines Emigrantencafés, wie es so viele damals im hügeligen Emigrantenviertel von London-Hampstead gab. Immer wieder wurde in freien Stunden über die Entstehung des Faschismus debattiert, im Emigrantenheim, in den Wohnungen, auf den Bahnhöfen, in den Parks, in den Cafés, und so auch hier. Im Emigrantenheim gab es regelmäßig Vorlesungen und Seminare, die die Hochschullehrer des FDKB für dessen Mitglieder durchführten. Denken wir uns dieses Treffen als eine freie Fortsetzung einer solchen Lehrveranstaltung, die allerdings eine unerwartete Wende nahm, eine sehr unerwartete. Die Repliken sind größtenteils mit Originalzitaten gespickt, eine Nachbildung eben:

„Offenbar ist im gesamten Bereich der Technostruktur der modernen Gesellschaft das Bewusstsein individueller Verantwortung abhandengekommen“, hörte man Kokoschka klangvolle, für seine stattliche Statur vielleicht ein wenig zu helle Stimme. „Geradezu schicksalsmäßig ist unser Dasein unkontrollierbar wie die maschinelle Produktion geworden, unser Dasein sinnlos. Man lokalisiert nicht straflos das Bewusstsein in einem Sektor der Gehirnrinde. Bewusstsein ist identisch mit allen Wahrnehmungen unserer Sinnesportfen. Hielte uns ein waches Bewusstsein wie in einem Spiegel unser Verhalten, unser Tun, unsere Reaktionen vor Augen, wir würden erkennen, dass wir geschädigte Existenzen sind. Ein Symptom der geistigen Erkrankung ist die Lebensangst, an der die moderne Gesellschaft allgemein leidet. Sie zu heilen, ist unmöglich, stellt man nicht endlich die richtige Diagnose.“

Der Marxist Heinz Schmidt, der Leiter der Flüchtlingsgruppe Group of Schmidt, gab Kokoschka und der ganzen Runde zu bedenken, dass die Faschismuserstehung doch ein wenig tiefer liegen müsse, da doch bereits Hegel im Kapitel *Das geistige Tierreich und der Betrug* seiner *Phänomenologie des Geistes*, die Herausbildung des faschistischen Subjekts beschreiben würde, also noch vor dem Maschinenzeitalter.

Erstaunlich sei, ergänzte Anna Maria Jokl, dass in dieser dramatischen Ausnahmezeit nur Kinder genügend ernst nehmen. Niemand widersprach ihr. Und dann erzählte sie von dem Gefühl, dass alle Entwicklung mit einer rasenden Geschwindigkeit auf einen einzigen Punkt zugerast sei und es kein Halten mehr gegeben habe, und auch da nickten sie zustimmend, auch Kokoschka: „Das Berlin 1928-1933 war geladen mit Leben und Kreativität, nicht geliebt, aber konzentriert, weil die rätselhafte Ahnung von ‚beschränkter Zeit‘ von Kreation zu Kreation trieb, ohne den Erfolg zu beachten, mit dem Gefühl, dass der Verwirklichung nur eine kurze Spanne gegeben war; was sich ja als richtig erwies. Ich hatte im Studio des Senders Königs Wusterhausen eben eine Sendung beendet, als der Nachrichtensprecher Dr.

Wagenfuhr ans Mikrofon ging und ansagte, dass – wer war es? Severing? – ‚der Gewalt gewichen war‘, und seine Stimme zitterte. Das war im Sommer 1932. Der Film *Tratsch*, ein Experiment mit Laienschauspielern, durfte bei seiner Uraufführung in der *Kamera* Unter den Linden im Mai 1933 schon nicht mehr meinen Namen als Autor nennen. Das Libretto dazu war mit zwei meiner weiteren als Buch erschienen und in der Zeitschrift des Völkerbundes ‚Internationale Lehrfilmschau‘ von Giovanetti ausführlich analysiert und als kühne Neuerung des europäischen Films bezeichnet worden.“

Doch wie abwesend war da jemand, der am selben Tisch saß, stumm und sehr weit vom Thema entfernt, so schien es, als hätte er gar nichts von all dem bisher Gesagten mitbekommen, und doch machte er, der zur Runde der auf die rationale Methode eingeschworenen Flüchtlinge sich zugehörig fühlte, jetzt Anstalten, das Wort zu ergreifen, leise und wie aus einer abgedrifteten Welt: „Wenn man sie auf den Brandstoß warf“, hob der ferne Mann langsam an zu sprechen, indem er sich in der Runde scheu umsah, und bereits bei diesem Einstieg sank er noch mehr in sich zusammen auf der nachgebenden Couch mit ihren ausgeleiterten Sprungfedern, auf der er saß, wie einer, dessen Eigenart es war, sich in die Situation derjenigen körperlich zu verwandeln, die er gerade mit Worten zu umreißen sich vorgenommen hatte, und vervollständigte den Satz wie folgt: „pressten sie die heilige Schrift an die Brust und spürten durch diese innere Feurigkeit nicht so glühend die mörderischen Flammen. Wenn man sie über die Länder jagte, blieb ihnen noch eine letzte Heimat, ihre Heimat in Gott, aus der keine irdische Macht, kein Kaiser, kein König, keine Inquisition sie vertreiben konnte. Solange die Religion sie zusammenschloss, waren sie noch eine Gemeinschaft und darum eine Kraft; wenn man sie austrieb und verjagte, so büßten sie für die Schuld, sich bewusst selbst abgesondert zu haben durch ihre Religion, durch ihre Gebräuche von den anderen Völkern der Erde. Die Juden des zwanzigsten Jahrhundert aber sind längst keine Gemeinschaft mehr. Sie haben keinen gemeinsamen Glauben, sie empfinden ihr Judesein eher als Last denn als Stolz und sind sich keiner Sendung bewusst. Abseits leben sie von den Geboten ihrer einstmaligen heiligen Bücher, und sie wollen die alte, die gemeinsame Sprache nicht mehr. Sich einzuleben, sich einzugliedern in die Völker um sie, sich aufzulösen ins Allgemeine, ist ihr immer ungeduldigeres Streben, um nur Frieden zu haben vor aller Verfolgung, Rast auf der ewigen Flucht. So verstehen die einen die anderen nicht mehr, eingeschmolzen wie sie sind in die anderen Völker, Franzosen, Deutsche, Engländer, Russen längst mehr als Juden. Jetzt erst, da man sie alle zusammenwirft und wie Schmutz auf den Straßen zusammenkehrt, die Bankdirektoren aus ihren Berliner Palais und die Synagogendiener aus den orthodoxen Gemeinden, die Pariser Philosophieprofessoren und die rumänischen Droschkenkutscher, die Leichenwäscher und die Nobelpreisträger, die Konzertsängerinnen und die Klageweiber der Begräbnisse, die Schriftsteller und die Branntweimbrenner, die Besitzenden und die Besitzlosen, die Großen und die Kleinen, die Frommen und die Aufgeklärten, die Wucherer und die Weisen, die Zionisten und die Assimilierten, die Aschkenasim und die Sephardim, die Gerechten und die Ungerechten, und hinter ihnen noch die verstörte Schar derer, die längst dem Fluche entflüchtet zu sein glauben, die Getauften und die Gemischten – jetzt erst zwingt man den Juden zum ersten Mal seit Hunderten Jahren wieder eine Gemeinsamkeit auf, die sie längst nicht mehr empfinden, die seit Ägypten immer wiederkehrende Gemeinsamkeit der Austreibung. Aber warum dies Schicksal ihnen und immer wieder ihnen allein? Was ist der Grund, was der Sinn, was das Ziel dieser sinnlosen Verfolgung? Man treibt sie aus den Ländern und gibt ihnen kein Land. Man sagt: lebt nicht mit uns, aber man sagt ihnen nicht, wo sie leben sollen. Man gibt ihnen Schuld und verweigert ihnen jedes Mittel, sie zu sühnen. Und so starren sie sich an auf der Flucht mit brennenden Augen – warum ich? Warum du? Warum ich mit dir, den ich nicht

kenne, dessen Sprache ich nicht verstehe, dessen Denkweise ich nicht fasse, mit dem nichts mich verbindet? Warum wir alle? Und keiner weiß Antwort. Selbst Freud, das klarste Ingenium dieser Zeit, mit dem ich oft in diesen Tagen gesprochen habe, weiß keinen Weg,

keinen Sinn in diesem Widersinn. Aber vielleicht ist es gerade des Judentums letzter Sinn, durch seine rätselhaft überdauernde Existenz Hiobs ewige Frage an Gott immer wieder zu wiederholen, damit sie nicht völlig vergessen werde auf Erden.“

Die Runde schwieg, alle waren sie betreten, auch die wenigen Nichtjuden unter ihnen (die meisten der politischen Flüchtlinge in Großbritannien, auf jeden Fall die kommunistischen, waren ja gleichfalls Juden). Es schien ein Seher unter ihnen, den Rationalen, zu weilen, und das konnte nur ein Jude sein in diesen zerrissenen Zeiten, das spürten sie, und wer sich angemeldet hatte zu reden, der sprach nicht mehr, der zog in Erwartung von noch Tieferem stillschweigend die Anmeldung zurück.

Jetzt erst hatten die meisten von ihnen auch begriffen, wer da zu ihnen gesprochen hatte in diesem Halbdunkel, das gerade dabei war, sich ein wenig aufzuhellen, es war der von Kokoschka eingeladene Schriftsteller Stefan Zweig, auch ein nach England Geflohener, der zum Initiativkreis der Gründer des FDKB in Großbritannien gehörte, der sich inzwischen langsam aus seiner Versunkenheit wieder herausgearbeitet hatte.

„Aber wer wird uns jetzt retten?“ krächzte plötzlich eine dünne Stimme aus einer der dunkelsten Ecken des Hinterzimmers in diesem Emigrantencafé. „Die Bibel? Wir sind Hitlers Nachbarn geworden. Wir leben nicht in den Staaten oder in Australien.“

Alle wandten sich ihm erwartungsvoll zu.

„England wird uns retten,“ erwiderte Zweig entschlossen.

„Aber womit? Mit Kriegserklärungen? Mit Papier?“

„Wir haben den Sommer neununddreißig, nicht mehr den Herbst achtunddreißig. Die Illusionen sind langsam einer nüchternen Lageeinschätzung gewichen. München ist längst vorüber mit seinem kurzatmigen Wahn ‚peace for our time‘; schon hat Hitler die verstümmelte Tschechoslowakei gegen Eid und Gelöbnis überfallen und an sich gerissen, schon ist Memel besetzt, Danzig mit dem polnischen Korridor von der künstlich auf Tobsucht angekurbelten deutschen Presse gefordert. Und ein bitteres Erwachen aus seiner loyalen Gutgläubigkeit ist über England hereingebrochen. Selbst die einfachen, unbelehrten Leute, die nur instinktiv den Krieg verabscheuen, beginnen heftigen Unmut zu äußern. Jeder der sonst so zurückhaltenden Engländer spricht einen an, der Portier, der unser weiträumiges Flat-House behütet, der Liftboy im Aufzug, das Stubenmädchen, während sie das Zimmer aufräumt. Keiner von ihnen versteht deutlich, was geschieht, aber jeder erinnert sich an das Eine, das unleugbar Offenbare, dass Chamberlain, der Premierminister Englands, dreimal nach Deutschland geflogen ist, um den Frieden zu retten, und dass kein noch so herzliches Entgegenkommen Hitler genug tut. Im englischen Parlament hört man mit einem Mal harte Stimmen: ‚Stop aggressions!‘, überall spürt man die Vorbereitungen für (oder eigentlich gegen) den kommenden Krieg. Abermals beginnen die hellen Abwehrballons – noch sehen sie unschuldig aus wie graue Spielelefanten von Kindern – über London zu schweben, abermals werden Luftschutzunterstände aufgeworfen und die verteilten Gasmasken sorgfältig überprüft. Genauso gespannt ist die Situation geworden wie vor einem Jahre und vielleicht noch gespannter, weil diesmal nicht mehr eine naive und arglose Bevölkerung, sondern eine schon entschlossene und erbitterte hinter der Regierung steht.“

Das Wort des Exils war aus der Sprache gefallen. Vollständig machtlos geworden, war es dennoch nach außen hin nicht abgeschlossen, es suchte. Und es suchte die Übereinstimmung von Wort und Tat, war nicht glatt, hatte Fühler bekommen, es sah und fühlte, und es fühlte noch die Sehnsucht nach dem Ursprünglichen, nach dem Herrschaftsfreien. „Ein Flüchtling lernt in einer Welt zu leben, die anders ist als die gewohnte“, sagte Kokoschka. „Wenn unsere Fenster zum Leben andere wurden als die der Umwelt, weil unsere Sinne sich schärften, befähigt dies uns, eine Situation als ein Ganzes zu erfassen, eine Einheit, noch unvorstellbar für Vieler Augen, denen noch ein Tag verläuft wie der andere. Dann sind wir von der

Vernunft berechtigt, dabei zu sein, wenn die Binde von den Augen der Gerechtigkeit gehoben wird.“

Eine literarische Monatsschrift trug stolz diesen Titel. Im Juli 1936 gründeten Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger und Willi Bredel in Moskau die Exilzeitschrift „Das Wort“. Herausragende Exilanten wie Johannes R. Becher, Schalom Ben-Chorin, Walter Benjamin, Ernst Bloch, Max Brod, Alfred Döblin, Oskar Maria Graf, Walter Haenisch, Stefan Heym, Alfred Kerr, Egon Erwin Kisch, Rudolf Leonard, Heinrich Mann, Klaus Mann, Thomas Mann, Ludwig Marcuse, Theodor Plivier, Ludwig Renn, Anna Seghers, Ernst Toller, Herwarth Walden, Erich Weinert, F. C. Weiskopf und Ernst Wiechert, und eben auch Stefan Zweig veröffentlichten dort. Es waren herausragende Beiträge zur geistigen Auseinandersetzung mit dem Faschismus. Sie retteten die Sprache, verteidigten die Solidarität, entfachten Mut. Doch in diesem denkwürdigen Sommer des Jahres 1939 stellte man plötzlich ihr Erscheinen ein. Warum? Was hatte das zu bedeuten? Krieg?

Ja, Krieg, zunächst auf dem Kontinent, wo er sich langsam ausbreitete. Die Flüchtlinge rückten zusammen. Neue Flüchtlinge retteten sich nach England. Und nach und nach sprangen andere Exilzeitschriften ein, die durch den Wegfall der Moskauer Zeitschrift entstandene Lücke zu schließen, wie zum Beispiel die von Thomas Mann und Konrad Falke seit 1937 in Zürich herausgegebene Zeitschrift „Maß und Wert“. Und wie dem von Hitler am Ende dieses Sommers auf dem Kontinent entfesselten Krieg zum Trotz erschien ein paar Monate später in London die Zeitschrift des FDKB „Freie Deutsche Kultur“, ein „German Anti-Nazi-Monthly“, wie es im Untertitel hieß, grafisch gestaltet von John Heartfield. Gestochen scharf geschriebene Zeitdiagnosen waren hier zu lesen, Essays, Erzählungen, Rezensionen von Büchern, Ausstellungen und Theateraufführungen, aus dem „Reich“ herausgeschmuggelte Berichte, Stellungnahmen zu internationalen Exildebatten, Kulturnachrichten und Gedichte, atemnahe Zeugnisse geretteter Augenblicke von Geächteten.

Meine Mutter, die Sympathisantin, stellte 1939 einen Antrag auf Aufnahme in die Kommunistische Partei – ihr zornigstes Nein gegen Hitler und den Krieg.

Und sie schrieb ab Februar 1940 Beiträge für die soeben in London gegründete Zeitschrift „Die Frau“, die die Exilsituation aus der besonderen Perspektive der Frau zu problematisieren suchte, sowohl aus Sicht deutscher als auch aus Sicht englischer Frauen. Dem leitenden Aktivisten der Group of Schmidt Heinz Schmidt übergab meine Mutter in London eine ausführliche Dokumentation ihrer dramatischen Flucht aus Prag, der zwei gescheiterte, zur Todesfalle hätten werden könnenden Fluchtversuche vorausgegangen waren. Die Dokumentation ist leider verschollen. Auch mein Vater Albin Dick dokumentierte, schrieb und fotografierte. Die Notizbücher sind verloren gegangen, die Bilder zum Teil erhalten. Erfahrungsretter, todesmutige Chronisten von unbekanntem Fluchten und Erinnerer von Trauer in leeren Wohnungen, in denen das Schweigen herrschte aus brennenden Abschieden – all das gehört zum unendlichen Antlitz des Exils, das geduldige Auf-den-Koffern-Sitzen-und-Schreiben-und-rundherum-alles-Vergessen ebenso wie das ewige Warten und die Grübeleien in verdreckten Wartesälen auf zugigen Bahnhöfen und Häfen oder in dunklen Verstecken und Verließen, all das, das auf versprochene Weitergabe drängte, auf Weitergabe, die gefährlich hätte werden können, wartendes Weiß von vollgeschriebenen Blättern.

Und der Krieg rückte näher, bald traf er mit barbarischer Wucht die britischen Städte, vor allem London, wo meine Eltern wohnten, zuletzt erreichte er auch mich.

Hitlers Generalstab bereitete die Invasion Englands vor. Man saß quasi auf gepackten Koffern. In Vorbereitung zur Weiterflucht teilte der FDKB die Emigranten auf. Meine Eltern, und später auch ich, kamen auf die USA-Liste. Die barbarischen Bombenangriffe der Nazis

auf London hatten begonnen, an einem 13. August, am sogenannten Adlertag, dem symbolisch hochaufgeladenen Tag der Deutschen Luftwaffe, am 13. August des Jahres 1940. Meine Mutter erzählte mir, wie sie alle, Einheimische wie Emigranten, plötzlich, von einem Tag zum anderen, auf das nackte Überleben zurückgeworfen waren: „Das Emigrantenheim blieb zunächst unversehrt, und da sind wir auch zunächst hineingeflüchtet. Die Kinder schrien wie verrückt, drückten den ganzen Wahnsinn aus, der uns umgab. Wochenlang gingen die Bombenangriffe. Und wir durften uns nicht im Freien sehen lassen, die Nazis haben nur darauf gewartet. Wir wurden von der Druckwelle auf die Bäume geschleudert, sind unter die Bäume gekrochen, die vor dem Heim standen, oder in den erstbesten Keller geflüchtet. Obendrein mussten wir aufpassen, dass sich keine Nazis unter uns mischten, deutsche Spitzel, die unsere Unterschlupfe ausfindig machen sollten.“ Die Angst vor „The Blitz“ war allgegenwärtig. Die Menschen von London stellten sich auf ein Leben in Bunkern ein. In bestimmten Gegenden von Hampstead, in den ärmeren Vierteln, gab es jedoch kaum Bunker. So gruben sich die Emigranten selber welche, unter den niedrigen Kellern alter Häuser oder im Freien: „Und da unten sind wir dann zusammengerückt, deutsche Emigranten und Engländer. Hast eine Decke um den Körper gewickelt und bist da eingeschlafen. Und mitten im Schlaf hast du einen Puff gekriegt, hat dich jemand geweckt, weil es weiterging, du konntest da nicht bleiben, weil diese Strecke gerade stark bombardiert wurde und die Bunker trotz unseres Fleißes nicht tief genug waren. Wie verrückt sind wir dann raus und um unser Leben gerannt. Etlichen Menschen hat die Flucht ins Freie das Leben gekostet, Verletzte wanden sich stöhnend und schreiend am Boden, wir mussten sie auf den mit Trümmern übersäten und qualmenden Straßen zurücklassen.“

Meine Mutter wurde schwanger, und sie rettete sich, abermals auf der Flucht vor den Deutschen, mit Unterstützung ihres Lebensgefährten Albin Dick nach Royal Leamington Spa, einer Emigrantenhochburg im romantischen Mittelengland. Dort erblickte ich später das Licht der Welt. Ich bin ein Kind der Ruhe auf der Flucht.

Im Auftrag des Vorstands des FDKB gründete meine Mutter im Jahre 1941 in Royal Leamington Spa, einer weltoffenen Stadt inspirierender, ja, schwärmerischer Begegnungen zwischen den Einheimischen, den Kurgästen, den deutschen, österreichischen, tschechischen, sudetendeutschen, slowakischen und französischen Emigranten eine vitale und zukunftsorientierte Ortsgruppe des FDKB. Die Zusammenkünfte des FDKB fanden im Herzen des Kurortes statt, im freundlichen Klubraum des Internationalen Klubs in der Bedford Street 44, ganz in der Nähe unserer Wohnung in der Regent Street 127. Und ganz in der Nähe des Klubs war der tagtägliche Treffpunkt der Emigranten, das mit Hilfe französischer Emigranten gegründete „Café Rouge“ in der Regent Street 95–99, das übrigens heute noch existiert. Eine nicht unbeträchtliche Zeit meines frühen Lebens verbrachte ich hier im Kreise der Emigranten.

Als Schwerpunkt der Tätigkeit dieser von meiner Mutter gegründeten FDKB-Ortsgruppe kristallisierte sich nach und nach das anspruchsvolle Vorhaben heraus, das Verständnis für engagierte Literatur zu wecken und den Prozess des aktiven Schreibens im Exil voranzubringen. Nicht wenige Bewohnerinnen und Bewohner dieser Stadt, vor allem diejenigen unter ihnen, die im Stillen bereits journalistische und literarische Ambitionen hegten, interessierten sich für das Auftreten dieser neuen gesellschaftlichen Kraft im kulturellen Leben ihrer Stadt. So zum Beispiel eine Freundin unserer Familie, die quasi Mitglied unserer Familie geworden war, Mery mit Vornamen, eine junge, agile Engländerin, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, sich den Lebenswegen der Emigranten literarisch anzunähern.

Ich zögere noch, offen gestanden, und dies schon seit Jahren, dem geheimen Wunsch nachzugeben, endlich herauszufinden, welche literarische Gestalt sich wohl hinter einer Kindheitserinnerung namens Mery tatsächlich verbirgt. Warum zögere ich? Will ich mir dieses Geheimnis partout erhalten? Aber aus welchem Grund? Des geheimnisvoll funkelnden Lichts wegen, mit dem sich sagenumwobenen Kindheitserinnerungen zu umgeben pflegen, um nicht überwältigt und verwertet werden zu können?

Ein solches kollektiv arbeitendes politisches Labor in der Emigrantenhochburg Royal Leamington Spa aufzubauen, war neben der Erledigung der laufenden Verbandsaufgaben das energisch verfolgte Ziel meiner Mutter, direkt oder auch nur indirekt ausgesprochen. Leider gibt es darüber heute keine Arbeitsskizzen oder Konzeptionen – verloren gegangen oder dem Umstand geschuldet, dass man in der englischen Emigration, solange Hitler noch den Kontinent beherrschte, in der Regel möglichst wenige schriftliche Spuren hinterließ. Meine Mutter arbeitete nach dem Programm des FDKB, das sich durch folgende Aufgabenstellungen und Arbeitsziele auszeichnete:

1. To preserve and advance Free German Culture.
2. To further the mutual understanding between the refugees and the English people.
3. To emphasize and strengthen the solidarity of the refugees with all democratic, freedom-loving, progressive movements.
4. To look after the social interests of the refugees.
5. To cultivate and the develop relations with the other friendly organizations und personalities.

Ich spürte vage aus eigenen Wahrnehmungen, und ich weiß aus den späteren Erzählungen meiner Mutter, dass sie den Aufbau eines solchen Labors, und zwar eines diskursfähigen Denk- und Fühllabors, neben ihrer Hauptarbeit in der Familie als Mutter und Hausfrau zu ihrer vorrangigen Aufgabe im englischen Exil erklärt hatte. Und was wichtig ist zu betonen: Ein solches Labor hatte nach ihrer Überzeugung bei behutsam in Schwingungen zu bringenden Fragen zu beginnen, nicht bei hämmernden Axiomen. Nur Fragen bringen uns voran, nur diese seltene Gabe, sich zu durchfragen bis zur Erschöpfung. Ich höre noch ihr wundersames Credo, das sie nur ein einziges Mal, als wäre es ihre einzige Kostbarkeit, die sie aus dem Exil mitgebracht hatte, aussprach:

*dem Menschen werden Fragen gestellt
und nur derjenige
der diese Fragen auch beantworten kann
der lebt*

Ich spreche diese poetischen Worte so manches Mal vor mich hin, auf der Straße oder auch zu Hause, nur um eine Möglichkeit zu ergattern, ihr doch noch einmal begegnen zu können, vom Verstand geleitete Poesie wie aus längst vergangenen Tagen der neuen Sachlichkeit, aber andererseits hochaktuell. Man stellt zu wenig Fragen heute, hat offenbar grundsätzlich aufgehört, die ontologische Gewissheit der eigenen Existenz nach wichtigen Signalen abzuklopfen, zu mühselig offenbar, zu viel Staat drin. Manchmal flechte ich das Gebilde in ein Gespräch ein, ohne aber dem Gesprächspartner dessen Herkunft zu verraten. Ich will nicht über dieses Gebilde reden, ich will es setzen und wirken lassen, Manchmal geschieht es, dass ich das Gebilde behutsam aufs Wasser zwischen uns setze, aufs friedliche

und glasklare Wasser des gegenseitigen Respekts, ohne dass es zu sinken beginnt. Dann, so denke ich, sind wir für Minuten im Wunder des Exils, befreit von allen uns eingeschriebenen Panzerungen aus staatlicher Prägung, von all dem Sprachschätzen, wie ich es nenne, vom Reden von Staats wegen, einzig nur gelten lassen wollend blankes Fühlen, und ich spreche dann mit meinem Gesprächspartner wie mit einem Flüchtling, wie mit einem endlich Freigeborenen, wie mit einem fürsamen Menschen.

Für ihren kulturpolitischen Einsatz in Leamington Spa wurde meine Mutter seitens des Vorstandes des FDKB im Jahre 1943 mit einer Auszeichnung bedacht. Sie erhielt ein Anerkennungsschreiben, verbunden mit einem wertvollen Buchgeschenk, einem Band mit Exilgedichten auf Bütteln, und auf dem Cover mit einer weltberühmten Fotomontage von John Heartfield versehen, der Fotomontage „Und sie bewegt sich doch!“. Zu sehen ist ein Monster mit der Visage von Hitler, in der Pranke ein bluttriefendes Schwert, auf dem Schädel ein Stahlhelm aus der Unterwelt, als Sieger auf der unterworfenen Erdkugel hockend, jedoch scheinbar nur, weil die sich ungeachtet seines Weltherrschaftswahns unverdrossen bewegt und weiterbewegt. Der vom Verlag Freie Deutsche Jugend im Jahre 1943 in London herausgegebene Band wurde von Oskar Kokoschka handschriftlich meiner Mutter gewidmet. Auch die von ihm verfasste Einleitung ist bemerkenswert, weil darin die Dilemmata des kommenden Nachkriegs zwischen nationalstaatlichem und internationalem Ansatz umrissen werden, Dilemmata, die auch unsere Tage förmlich zerreißen: „Manche Vertreter der westlichen Demokratie empfehlen die Rückerziehung des etwa überlebenden Restes des Deutschen Volkes. Hofft man aber auf diese Weise gute Deutsche, wahre Patrioten zu erziehen, so lehrt die Geschichte, dass die nationale Idee in Deutschland erst richtig Wurzel fasste unter Bismarck, seitdem die Losung aufkam, Deutschlands Zukunft liege auf dem Wasser.“ Aus der Hitlerschen Hölle zurück zum vereinigten und vor Biederkeit nur so strotzenden Bismarckreich, das ewig auf dem Sprung sein wird zur Herrschaft über andere, über Systeme, Gesellschaften und Staaten, ohne sich selber im Klaren darüber zu sein?

Mein Vater, in einem Rüstungswerk in Coventry Panzerketten zusammenschweißend, entging nur knapp dem Tod im Inferno. Ich muss in Gedanken immer bei ihm gewesen sein, glaube ich, ich, das Kind, das politische Wunderkind, das mit dem Zeigefinger warnend nach oben zeigte, lange bevor die Erwachsenen die ersten fernen Boten des Dröhnens eines deutschen Bombers wahrgenommen hatten.

Auch das nahe gelegene Leamington Spa wurde bedroht. Wegen der vielen Emigranten, die hier Zuflucht gefunden hatten? Oder weil Leamington Spa auf der Bomberroute nach Coventry lag, hin zu der geschundenen Stadt, die Hitler „auszuradieren“ gedachte? Oder weil in der Umgebung von Leamington Spa ein Stützpunkt der tschechoslowakischen Exilarmee lag, von dem aus das Attentat auf Reinhard Heydrich, den Schlächter von Prag, gestartet wurde? Ich weiß es nicht, ich erinnere mich nur an unmittelbar Erlebtes. Ich war ein kleiner Junge damals, und ich erinnere mich genau an die Episode, wie meine Mutter, als die Sirenen heulten, als die Bomber kamen, mit mir auf dem Arm in den Keller unseres Miethauses rannte, sich noch einmal umdrehte zu einem an der Brüstung stehenden Verantwortlichen, weil der sie darauf aufmerksam gemacht hatte, doch bitte die brennende Zigarette auszutreten, die sie in der Hand hielt, was sie augenblicklich tat, und wie sie dann mit mir weiter abwärts ging und schließlich mit mir vor einer großen schlachtschiffgrauen Eisentür stand, aber wie sie sich dann öffnete, und das Dunkel eines mit vielen Menschen gefüllten Raums uns empfing, in dem wir dann verschwanden, daran erinnere ich mich nur sehr schwach, vielleicht eben doch nur ein Werk meiner Phantasie. Äußerst genau sehe ich hingegen noch die schmale Treppe vor mir, aus dunkelroten Klinkersteinen gemauert, die an einer Hauswand aus dunkelroten Klinkersteinen in den Keller hinabführte, und ich sehe jetzt

noch die vielen Mörtellücken im Mauerwerk, vor allem dort, wo das dünne eiserne Geländer befestigt war.

Wie hatte sich eigentlich der Abgrund so leicht öffnen können?

Die zweite und endgültige Flucht hatte in scheinbar tiefstem Frieden begonnen, obwohl der innere Krieg längst ausgebrochen war, lediglich gewaltsam niedergehalten wurde, was wir mit dem Kürzel 1933, über das wir schon nicht mehr nachdenken, zum Ausdruck bringen, eine *bekannt*e, aber deswegen noch lange nicht *erkannt*e Größe, um es mit Hegel zu sagen. Ja, dieses verfluchte Innen und Außen! Dieser ewige Krieg zwischen dem Innen und dem Außen, zwischen dem Oben und dem Unten! Meine Mutter erlebte schon sehr früh diese zerstörerischen und selbstzerstörerischen Widersprüche hierzulande, die jedes Mal, sie empfand jedenfalls so, in irgendein feindliches Außen transponiert wurden, sobald man nicht mehr weiterwusste, und sie empfand so, weil sie Jüdin war, Internationalistin von der Herkunft her, frei von Zweikampfbesessenheit.

„Wie das eigentlich begonnen hat? Nicht hier auf diesem Bahnhof, nein, nein, nein, um Himmelswillen, nicht hier!“ Wie aus einer Betäubung riss sich meine Mutter wieder in die Wirklichkeit, und sie war wieder die illegale Kurierin. Bilder drängten sich ihr auf, Bilder von leidenschaftlich Tätigen in der Tiefe der Gesellschaft, Bilder von Widerständigen, von Unbeugsamen, denn sie war gleich diesen eine Untergrundkämpferin, bevor sie ins Exil ging, und sie war eine Dichterin ohne Werk, ohne etwas davon zu wissen:

*fünf Männer habe ich eingeschlossen
ich habe die Schlüssel gehabt
sie durften nicht verhaftet werden
wir hatten Angst sie fangen an zu reden
wenn man sie foltert
täglich brachte ich Mittagessen
das ich gekocht hatte
einen großen Topf fünf Stockwerke hoch
oben machte ich es warm
und stellte es auf den Tisch
mit seinem Löffel langte jeder von uns zu
aus diesem Topf
wir aßen ohne ein Wort zu sagen
und dann ging ich
sie durften nicht reden
sie durften kein Licht anmachen
sie durften nur essen und schlafen*

„Wenn wir nicht kämpfen, wird es Krieg geben. Und wenn wir kämpfen?“ Meine Mutter schüttelte missmutig den Kopf. Jetzt gab es nur diese eine Antwort, hier auf dem Bahnsteig zu stehen und zu warten, auftragsgemäß, bis das Geschehen seinen geplanten Lauf nahm.

Es war spät und relativ ruhig, einer der letzten Nachtzüge war zu erwarten, mehrere kleine Gruppen von Reisenden standen herum, auch Uniformierte, unterhielten sich entspannt und, falls wegen einer Platzkarte in der Jackentasche in einen vorgezogenen Zustand der

Behaglichkeit versetzt, sogar ein wenig entrückt. Ab und wann überschlug sich eine Lautsprecheransage von den S-Bahnsteigen. Manchmal drangen unerträgliche Schreie in das Gewölbe der Halle. Gequitsche von Vergnügungssüchtigen? Über zig Ecken vom Eingang des „Wintergartens“? Kann nicht sein, zu weit. Oder aus den weit geöffneten Fenstern vom gegenüberliegenden Ballsaal im ersten Stock? Schon eher. Oder Schmerzensschreie von gerade Abgeholt, die auf der Ladefläche eines vorbeifahrenden LKW zusammengeschlagen und noch gerade so am Leben gehalten wurden bis zur Übergabe am Eingangstor?

Im Innern des einzigartig geschwungenen Fernbahnhofs Berlin-Friedrichstraße herrschten Ordnung und geleckte Sauberkeit, so wie die neuen Herren sich das vorgestellt hatten mit ihrem umgebauten Weltbahnhof, der der Welt von der „neuen Zeit“ in Deutschland künden sollte. „Wir ducken uns unter den Schlägen der neuen Zeit“, dachte meine Mutter verdrießlich. Sie dachte zurück an die vergangenen, aufregenden Tage und Wochen, wie sie hier stand, und erinnerte sich plötzlich der Reihe nach, wie es dazu kam, dass sie hier stand: „Es wurde alles im Handumdrehen organisiert, wir hatten keine Zeit zu verlieren. Wir haben nicht geschlafen, wir haben unsere Zusammenkünfte in der Nacht abgehalten. Nachts sind wir durch die Straßen gelaufen. Wir haben unsere Plätze gehabt, wo wir uns ausgetauscht haben. Am Wasser war das. Es ging um meine Flucht, und es ging um marxistische Literatur und Parteiunterlagen, die schnellstens nach Prag verbracht werden mussten. Gefährliche Fracht, dessen ich mir in diesem Augenblick bis ins Letzte gar nicht bewusst gewesen war. Absichtlich hatte man mich ausgewählt, mich Unauffällige, weil man sich sagte: am Ungefährlichsten bei der. Das Fahrgeld übernahm ich. Ich war stolz darauf, dass ich nun dazugehörte. Ich war stolz darauf, dass ich etwas tun konnte. Es war das erste Mal in meinem Leben, einen konkreten Auftrag zu erfüllen.“ Ein unauffälliger und einfach gekleideter Mann näherte sich ihr, stellte wortlos einen hellbraunen, ledernen Reisekoffer neben sie und verschwand, wurde bereits auf der Treppe wieder konturenlos, löste sich förmlich auf, ließ sich schlucken vom gezackten Schwarz einer Berliner Proletennacht.

Verbotenes politisches Licht im Koffer, Schriften, die meine Mutter unweigerlich in ein Konzentrationslager hätten bringen können. Ihr Widerspruchsgeist war in hellstem Aufruhr: „Licht aus den Koffern und Köpfen! Raus damit! Unerschrocken hineingeleuchtet in die zerrissene, menschliche Welt, die sich uns entzieht und entzieht! Dieser verfluchte Riss hierzulande zwischen dem Innen und dem Außen und gleichzeitig zwischen dem Oben und dem Unten, und dann die Rettung von ganz oben, vom Vater Staat, der mit der Faust auf den Tisch haut, abrupt aufsteht und wild um sich blickt, diese nimmer zu heilenden Risse wieder zusammenzukitten, herrisch, brutal, und gleichzeitig verzaubert von der eigenen Entgrenzung wie seine geschminkte Idee vom Staat, die ihm tänzelnd vorausgeht, Arm in Arm mit Gevatter Verrat. Wie sich das alles im Nu zusammengeschoben hat! Dieses Pack, das sich jetzt als Staat aufspielen darf! Wir haben sie doch eben grad noch in die Flucht geschlagen“, dachte meine Mutter verzweifelt und blickte verloren durch eines der großen Hallenfenster des Bahnhofs in den schwarzen Himmel, „unsere Männer haben sie verprügelt in unseren Straßen und auf unseren Plätzen und anschließend nach Hause geschickt, unsere friedliche Massendemonstration stören, eins auf die Mütze gekriegt haben sie wegen ihrer feigen Überfälle und fertig, und wir Frauen haben anschließend Ohrfeigen ausgeteilt, gegen die sie sich nicht zu wehren trauten, wir haben Pfui geschrien, schämt euch und sie geohrfeigt, dass sie nach Hause wankten.“

Was ist an Zeugnissen übriggeblieben hierzulande aus jenen dramatischen Anfangsjahren der Verfolgung, meine liebe Mutter? Hier ein Eintrag aus dem Jüdischen Adressbuch von Groß-Berlin, dort ein Passbild, ein verloren geglaubtes, und ein paar markante Redensarten, und dann noch zwei Zeitungsausschnitte, ein weltberühmtes Foto von adrett gekleideten, angeblich ahnungslos Kaffee trinkenden Leuten in einem Straßencafé draußen auf dem

Kurfürstendamm im Sommer 1937, ein anderes, kaum bekanntes, ein paar Wochen später aufgenommen, von einer Verdunkelungsübung auf den Gleisanlagen des Potsdamer Bahnhofs, von wegen, man hätte nichts gewusst, man hatte alles vorher gewusst in dieser verschworenen Gemeinschaft von Volksgenossen, in dieser Flüstergemeinschaft von individualitätslosen Kollektivknechten, aber auch alles, und – geschwiegen. Und dann das kleine Ärmelbügelkissen deines Vaters, eines Schneidermeisters aus Galizien, das du als Talisman während Deines Exils stets bei dir getragen hast in deiner Handtasche, das dich rettete, wie Deine Mutter dir versprach, als sie es dir zum Abschied ganz unfeierlich übergeben hatte.

Und später, viel später, die Worte des Abschieds von Europa – in schlichter Sprache, fast beiläufig, aber schwer wie Blei. Ich erinnerte dich während unserer Gespräche an diese Erinnerung, das weiß ich noch genau, und jetzt stellt sich heraus, dieser Abschied ist viel mehr als eine Erinnerung, ein höchst aktuelles Begleitwort, finde ich, so etwas wie ein Rettungscode, und du sprachst ihn dann aus, ohne zu wissen, was du da aussprachst, leise, aber mit Nachdruck, es war dir sehr wichtig, das merkte ich dir an, aber du wusstest nicht, was da geschah, du wusstest nur, dass es für mich geschah, und ich schrieb Silbe für Silbe auf, während mir ein Schauer über den Rücken lief, und es stellte sich im Ergebnis das Ganze auch noch als ein Gedicht heraus, was eigentlich nebensächlich war, es war halt so geformt wie ein Gedicht, aber das Entscheidende war, dass ich ein Begleitwort von dir erhalten hatte, einen Rettungscode, und jetzt habe ich es im Kopf wie einen unsichtbaren Kompass, einen Überlebenskompass, der mich sanft steuert.

Und das kleine Ärmelbügelkissen deines Vaters? Es spricht. Lediglich wir beide, meine liebe Mutter, sind übriggeblieben, du und ich. Das sagt jetzt dieses Ärmelbügelkissen, das du mir wie eine Stafette übergeben hast. Wir sind Übriggebliebene einer weitverzweigten, großen, aus Galizien eingewanderten Familie von Berliner Juden, die es nicht mehr gibt, die spurlos verschwunden ist.

Der Plan, in Berlin, in der Stadt, aus der die meisten Exilanten stammen, ein Museum für Exil zu errichten, ist von existentieller Bedeutung. Es gilt, die Erfahrungen von Exil und Neuanfang zu retten. Deutschland braucht Internationalität, braucht vor allem mehr Fingerspitzengefühl für Transitorisches, für die Tatsache, dass auch der politische Globus ein Kontinuum ist, nicht nur der naturgegebene. Das Exil steht exemplarisch dafür. So darf man auf keinen Fall zulassen, dass die vielen unbekanntenen Exilanten, die nicht schrieben, malten oder öffentlich auftraten, unbekannt bleiben, denn jedes dieser Menschenleben war ein politischer Roman, nein, ein Schrei. Und aus der Heimstatt der Verbannten sollte unbedingt auch eine Werkstatt der Nachgeborenen werden. Die Staatsministerin für Kultur und Medien Monika Grütters verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass dieser Ort vor allem auch ein Ort der Begegnung und Beratung sein sollte. Über 500 000 Menschen sind aus Nazideutschland ins Exil getrieben worden, die meisten davon waren Juden. 5 000 sind zurückgekehrt. Es ist kein Zufall, dass die Direktorin des Frankfurter Fritz-Bauer-Instituts Sybille Steinbacher kürzlich erklärt hat, dass man der Erforschung der Lebenswege von Rückkehrern mehr Aufmerksamkeit widmen werde.

Was mir als einem Exilgeborenen bei der Gründung besonders am Herzen läge?

Diejenigen in den Gastländern lebenden Kinder und Enkel der Verbannten, die jetzt Repräsentanten der internationalen Exilforschung sind, einladen. Von Anfang an sollten sie in den Aufbau des Museums einbezogen werden, und zwar an leitender Stelle. Sie adelt das

authentische Wissen um die Impulse des Überlebens, um Leiden und Triumph des Exils. Und es muss sogar meiner Ansicht nach so und nicht anders konzipiert werden, denn ein Museum für Exil kann hier in Berlin, der Hauptstadt des Exils, unmöglich ausschließlich den Kindern und Enkeln der Mitläufer, Profiteure und Täter des NS-Systems überlassen werden, dem wird ja wohl auch jeder aufgeschlossene Bürger und Weltbürger der Bundeshauptstadt ohne weiteres zustimmen können.

Das Erbe des Exils - wen begleitet es? Wen führt es?

Die Stadt der hundert Türme, die poetischste Stadt Mitteleuropas, hätten sie am liebsten in Stücke gerissen, sie war ihnen zu geistig, und die Trümmerstücke danach noch gewinnbringend verwertet, das hätten die Nazis gern gehabt, bekamen sie aber nicht, nicht einmal die versteckten Schriftstücke.

Im Jahre 2006 wandte ich mich an die Direktorin des tschechischen Nationalarchivs Eva Drašarová wegen möglicher Dokumente aus dem Prager Exil meiner Mutter. Ich fiel aus allen Wolken, als sie mir schrieb, dass ein ganzes Konvolut vorläge. Ich fuhr nach Prag. Und wieder fiel ich aus allen Wolken. Ich erfuhr den wahren Mädchennamen meiner Mutter und damit den Namen meiner verschollenen Familie. Dann mein Erschrecken: ein unter Druck der braunen Besatzer zustande gekommenes *Hlášení* (Rundschreiben) der Prager Behörden mit folgenden Angaben zur Person: Staatsangehörigkeit deutsch, Volkszugehörigkeit deutsch, Glaubenszugehörigkeit israelitisch, Rasse jüdisch, tätig als politische Emigrantin. Doch die Tschechen hatten die rassenspleenigen Besatzer ausgetrickst, die Jagd auf die politisch und rassistisch Verfolgte durch Verzögerungstaktik vereitelt, denn erst im Juli 1939 lag alles bereit, am 13. das *Hlášení* in einem streng gehüteten Versteck einer Schublade, am 22. gemäß Aktennotiz eine nur Namen und Geburtsdaten enthaltende *Evidenční karta* (Registrierkarte) *bez záznamu* (ohne Eintragungen) auf dem Tisch der Gestapo – da warst du, meine Mutter, längst auf den britischen Inseln. Danke, Tschechien!

Die langen Mähen des Exils ...

Ich höre deine Gedichte, meine Mutter, die geschrieben wie die ungeschriebenen, die mich begleiten. Ich spüre ihren Ursprung, ihre Inspiration, die darin enthaltene unausgesprochene Aufforderung, den Weg der Persönlichkeit zu gehen, und zwar als Lehre aus der Geschichte.

Einem nichtdeterministischen Verständnis von Geschichte folgend, komme ich noch einmal auf Thomas Mann zurück, um der Wende gerecht zu werden, die diese Erzählung über dein Exil jetzt nehmen muss. Über das Hören Deiner unbewussten Gedichte kann ich nur sprechen, wenn ich über ihren Ursprung spreche. Die Wende dieser Erzählung führt mich also zurück zu den politischen Ereignissen vor dem Exil, als noch die Möglichkeit bestand, dass kein Exil notwendig sein würde, zeitlich betrachtet in das Jahr 1930, als die Entwicklungsmöglichkeiten des dicht gedrängten geschichtlichen Verlaufs nach allen Seiten hin noch offen waren. Das Jahr 1930 war wie eine Stromschnelle, deren zu erwartendes Flussbett noch gar nicht feststand, weder seine Breite noch seine Tiefe, weder seine Geraden noch seine Kurven, und schon gar nicht seine dann folgende Grundrichtung. Der unbestechliche Thomas Mann hatte die düster aussehenden Machtverhältnisse klarsichtig analysiert, aber dennoch glaubte er buchstäblich bis zuletzt an Rettung, „und so habe ich“,

fürte er dazu aus, „in Deutschland und dann als Emigrant, mein Wort, das Ansehen und Vertrauen, das ich mir als künstlerischer Gestalter des Menschlichen erworben, in den Dienst der moralischen Ideen und politischen Mächte gestellt, die der faschistischen Woge noch einen Damm schienen entgegensetzen zu können. Dabei war ich mir bewusst, dass das geläufige Gleichnis eigentlich umzukehren sei: Der Damm, das war für das allgemeine Bewusstsein und Unterbewusstsein der Faschismus, und das Abzudämmende sein demagogisch bestohlener Widerpart, der Sozialismus, gegen welchen die ganze schwärende Renitenz des bourgeoisen Europa sich richtete, – während ich doch, wie schon die hier in Erinnerung gebrachte Berliner Ansprache vom Oktober 1930 zeigt, gerade in der Vereinigung des bürgerlich-kulturerhaltenden Willens mit den sozialen Forderungen der Weltstunde des Glücklich-Wünschenswerten, die Rettung vor dem Kultur-Unglück der faschistischen Überwältigung sah.“

Das ist der Geist deiner Gedichte, die das Drama der sozialen und politischen Revolution in Deutschland assoziativ als Situationen einer Selbstbefreiung beschreiben. Und in diesem Bezugsrahmen habe ich zu wählen, ich, ein Exilgeborener, komme, was da wolle.

Die langen Mähnen des Exils ...

Berlin 1930, Bülowplatz, ein Hauch dieses Kommenden lag über dem Geschehen hier. Von diesem Hauch leben deine Gedichte, die geschriebenen wie die ungeschriebenen. In den verheißungsvollen Augenblicken wie in den Augenblicken der zu ahnenden Niederlage. Die Welt schien in der Schweben zu sein damals. Begreife mich, flüstert mir diese Schweben zu, dann wirst du auch dich begreifen.

„Ich kränkelte oft“, so begannst du einmal unsere Flüchtlingsgespräche, meine Mutter, und ich begriff auf einmal die ganze Hinführung zum Exil, die inneren Fluchtlinien, getragen von den äußeren, über halb Europa sich erstreckend, dreizehn Jahre für ein ganzes Leben. „Ich war körperlich zu schwach. Die Hungersnöte. Der Krieg. Ich bekam Asthma. Schimmel an den Wänden. Kaum Sonne in den Zimmern. Nach der Schule behielt mich meine Mutter ein Jahr zu Hause. In dieser Zeit reiften meine Vorstellungen von der Zukunft meines Lebens. Beruflich entschied ich mich, meinem Vater zu folgen. Doch anders als ihm ging es mir auch um gesellschaftliche Anerkennung. Lehrausbilderin für Damenschneiderei auf einer Gewerbeschule wollte ich werden. Das Zeugnis stimmte. Über frühe Erfahrungen im Schneidern verfügte ich. Doch war der Ausbildungsplatz unerschwinglich. Meine Mutter hatte nicht einmal das Geld, mir eine einfache Lehre zu ermöglichen. Aber eine der angesprochenen Geschäftsinhaberinnen mochte die Juden, so dass ich Lehrling ohne Erhebung von Ausbildungsgebühren werden konnte. Hermine Duncker war ihr Name. Eine ältere Frau. Verständnissvoll. Warmherzig. Weltoffen. Führte ein Maßatelier für Damen am Nollendorfplatz. Prominenz aus Charlottenburg gehörte zur Kundschaft. Musste immer die fertigen Kleider zu den Damen nach Hause bringen. Lernte die Eleganz kennen. Die Bourgeoisie. Ihre Wohnungen. Ihre Lebensgewohnheiten. Ihren Sinn für Pracht. Ihren Umgang mit Leuten, die unter ihnen standen. Blickte man frontal auf das Theater, so befand sich das Geschäft auf der linken Seite des Nollendorfplatzes. Den Eingang erreichte man über ein paar Treppen. Eine Zweigstelle des Geschäfts befand sich noch in der Kleiststraße. Die Ausbildung war außerordentlich. In allen Fächern erlernte ich den Beruf einer Modellschneiderin für Damenbekleidung. Kleider, Röcke, Blusen, Westen, Jacken, Kostüme und Mäntel standen auf dem Ausbildungsprogramm. Sogar Schals und Mützen. Alles, was eine Frau zum Anziehen braucht. Drei Jahre lang lernte ich. Das Praktische größtenteils bei den jungen Angestellten. Das Theoretische auf einer Berufsschule. Die Gesellenprüfung bestand ich mit gutem Abschluss.

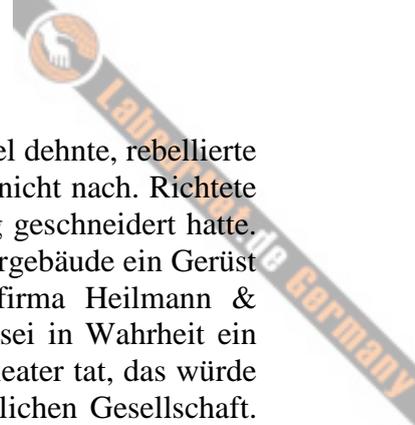
Aber während dieser Zeit absolvierte ich noch eine ganz andere Lehre, die für mein gesamtes weiteres Leben noch entscheidender war. Viel folgenreicher für meine Entwicklung, weil sie in mein Innerstes schnitt. Dorthin, wo der Schmerz ruhte. Brannte. Wo das Asthma der Seele fraß. Am Schicksal meines Vaters, das nicht aufhörte, unserer Familie wehzutun. Am dann folgenden Absturz in die Armut. Am ständigen Blick in den Brotkasten. Am unmerklichen Zerfall der familiären Bindungen. Am Versagen des Glaubens. An den Krawallen vor dem Arbeitsamt, deren Ausläufer bis zu uns schwappten, weil es in unserer Straße lag und mein großer Bruder, der arbeitslos war, ständig dabei war. Am ambivalenten Weg meiner Schwester nach oben. Der ihr zwar gut tat, aber Fragen der Zugehörigkeit zu den einfachen Leuten aufwarf. Weiße Flecken schüttete. Vorwürfe. Berechtigte. Unberechtigte. Weil man gefangen war. Durch diese niemals sich schließende Wunde, die das gewaltsame Verschwinden des Vaters hinterließ. Das der Staat ausgelöst hatte. Als ob er immer noch durch unsere Familie schritt. Tag für Tag. Mit wehenden Fahnen. Der Kriegstod.

Ich höre meinen Vater, wie er jiddische Lieder singt. Übermächtig schwebt manchmal eine aus der Ferne angestoßene Melodie heran, die mich umfängt, die mich trägt, auf einer dunklen Wolke umfängt und trägt. Bernhard hieß mein Vater mit deutschem, Baruch mit hebräischem Rufnamen. Anna hieß meine Mutter mit deutschem, Chana mit hebräischem Rufnamen. Sie wurde Anuschka genannt, was polnisch ist, und dies nicht nur von meinem Vater, sondern von allen nahen und fernerer Familienangehörigen. Von den vier Kindern, die wir waren, hat mein Vater mich am liebsten gehabt. Wenn er von der todbringenden Front kam, musste er sich bei den Dienststellen von Kaiserheer und Polizei melden, und er hatte mich dann überallhin mitgenommen, niemand anderen sonst. Meine Mutter kleidete mich dann ganz in Weiß, bis hin zu den unsichtbaren langen Strümpfen unter dem bis zum Boden reichenden Kleid. Dazu im Winter weiße Handschuhe und ein weißes Mützchen. Ich war seine Lieblingstochter, Später traf ich ihn, wie ich es mir wieder und wieder im Stillen zurechtgelegt hatte, beinahe noch einmal, denn ich konnte nicht in die Schule gehen, weil aus ihr ein Lazarett für verwundete und verstörte Heimkehrer von der nach Abdankung des Kaisers in Auflösung begriffenen Front geworden war. Man beauftragte uns Kinder, den auf den Feldbetten liegenden Schwerverletzten, durch deren unförmige Verbände immer wieder Blut sickerte, Gesellschaft zu leisten, und immer fiel ich dann in tiefe Traurigkeit, wenn ich am Bett eines mir fremden Soldaten stand. Aber ich ließ mir nichts anmerken. Wenn ich dann abends verloren nach Hause trieb, war es auf dem Hof schon dunkel. Es gab keine Beleuchtung. Da mussten wir uns selbst um die Beleuchtung kümmern. Mit Kerzen in der Hand sind wir dann einkaufen gegangen, und das Licht brannte für mich in einer ganz eigentümlichen Bedeutung.

Der Kriegstod, immer noch heimlich wütend, denn fast jeden Tag standen sie vor unserer Haustür, die Hungerleider. Und dann dieser Satz, der immer wieder in den Zimmern hallte. Seit der Vater weg war. Wie knapp klickendes Metall. Kalt. Böse. Ein Satz wie ein Hebel:

*wenn du nicht zur Politik gehst
kommt die Politik zu dir*

Auch beim Abendbrot der Familie in der Küche hatte man diesen Satz zu schlucken. Er roch nach Polizei. Nach Abholen. Auch. Nicht nur. Mein älterer Bruder war es, der ihn auftischte. Mit Vorliebe dann, wenn es wenig zu essen gab. Er maß die Wirkung. Stand auf. Ging. Man schwieg. Widersprach nicht. Später sprach man ihn selber. Doch zunächst wog das Gebet schwerer. Unserer Mutter Worte.



Aber während am nächsten Tag die Julihitze unaufhaltsam den Himmel dehnte, rebellierte der Nollendorfplatz. Lärm drang durch die Fenster des Geschäfts. Ließ nicht nach. Richtete sich ein. Ich blickte von meiner ersten Bluse auf, die ich unter Anleitung geschneidert hatte. An der ich gerade die Knopflöcher versäuberte. Arbeiter zogen am Theatergebäude ein Gerüst hoch. Hämmerten, bohrten, sägten, schleppten, montierten. Die Baufirma Heilmann & Littmann baute hier um. Und dies radikal, nicht nur die Fassade. Das sei in Wahrheit ein Gleichnis, erklärten mir Passanten in der Pause. Was sich draußen am Theater tat, das würde sich demnächst in dessen Innern wiederholen: Der Umbau der menschlichen Gesellschaft. Als gedachter. Als Spiel auf einer Bühne. Als Gedankenexperiment. Kenntnisse sollten öffentlich erarbeiteten werden über die Bewegungsgesetze der modernen Gesellschaft. Über ihre innere Organisation, ihre Antriebskräfte, ihre grundlegenden Widersprüche. Dazu war es notwendig, sie dem Zugriff des Staates zu entziehen. Zunächst auf der Bühne. Später auf der Straße. Als Vorgriff gewissermaßen auf den in ferner Zukunft zu vollziehenden Akt der kollektiven Inbesitznahme der objektiven Bedingungen der materiellen Produktion. Das waren die Grundeinstellungen der enthusiastischen Theaterleute, die hier zeitgleich mit den Bauarbeitern begannen, sich am Theater zu schaffen zu machen. Ein Eröffnungstück sollte aufgeführt werden. Ein gerade geschriebenes. Ein politisches. Von einem Staatsfeind, wie die Reichen hinter vorgehaltener Hand wisperten. Auf einem Transparent am Gerüst stand weit sichtbar die Ankündigung: ‚Hoppla, wir leben! von Ernst Toller‘. Ein analytisches Stück über die gesetzmäßigen Bewegungen der sozialen Klassen. Ein leidenschaftliches Stück über den Erkenntnisprozess der Ausgebeuteten, wenn sie gemeinsam kämpfen. Arbeit. Arbeitslosigkeit. Inflation. Klassenkampf. Krieg. Revolution. All dies sollte, koste es, was es wolle, auf die Bühne gebracht werden. Von politisch denkenden Schauspielern. Von politisch erfahrenen Bühnentechnikern. Konzentriert in einem Stück, bei dem die Begegnung eines Revolutionärs, der fünf Jahre seines Lebens von der Gesellschaft weggeschlossen worden war, vom Gericht eigentlich den Tod bekommen sollte, aber von einem Professor gerettet wurde, mit der Welt des Jahres 1927 gezeigt werden sollte. Da war ich sechzehn. Zehn Jahre zuvor war mein Vater im Kugelhagel eines sinnlosen Massensterbens gefallen. Was wusste ich vom Staat? Von Revolution? Auf mehreren Bühnen gleichzeitig sollte gespielt werden. Auf Stahlgerüsten. Auf Ungetümen von Treppen, die nie zu enden schienen. Durchsichtige Wände wurden verschoben, dahinter in Zeitlupe agiert. Zwischen Stahlstangen und ihren klobigen Schatten leuchteten Filmbilder auf. Szenen wurden kurz angerissen, unterlegt mit Musik, überblendet von Zwischentiteln. Dann wieder anschwellende Stimmen, die aus dem Dunkel in den Zuschauerraum stießen. Laufbänder liefen, darauf Schauspieler die Zuschauer mit Manifesten traktierten. Kaum beachtete Möbel gab es, die flach am Boden lagen, dann plötzlich mit einem Scherenmechanismus hochschnellten und sofort bespielt wurden, als hätten sie schon immer dagestanden. Spielszenen, die unmerklich in Filmsequenzen übergangen. Dazwischen ohrenbetäubende Lautsprecherdurchsagen. Dann wieder gehauchte Dichterworte, die sich aufblähten, um schließlich als reiße Wortschneiderei die Zeitungslügen, der uns täglich umgarnten, wegzuspülen. Proletarische Worte der Straße. Unbeholfene Schreie. Des Hungers. Der Wohnungsnot. Dann Ausrufer. Dann Massenszenen. Lieder wie Hiebe. Elektrisch geladene Kleider von adlig aussehenden Frauen, die schritten, als würden sie ihre Klassenexistenz verleugnen wollen. Röntgenaufnahme eines schlagenden Herzens, in Groß, darunter sich deklassierte Kriegsheimkehrer spreizten. Sich überschlagender Wortwitz vor primitiven Leuchtreklamen. Musikalische Hysterie, die sogar der geheiligten Nationalhymne den Boden unter ihren stählernen Stehschrittschuhen wegzuziehen vermochte. Alles, was uns umgab, war in Bewegung geraten. Oder schien schon immer in Bewegung gewesen zu sein und wurde nur nicht wahrgenommen. Die Gesellschaft, die für einen Augenblick des Lebens auf den Seziertisch zu liegen kam, um sie dann als sich unaufhörlich bewegende zu verstehen. Klassenanalyse. Marschrhythmen. Die friedliche soziale Bewegung. Tag und Nacht wurde an der Inszenierung des Stückes gefeilt. Selbst als die Uraufführung bereits lief, als man im Keller noch hastig den Schlussfilm schnitt.

Wochenlang, bevor sich der Vorhang zur Uraufführung hob, erlebte der Theatervorplatz ein ewiges Kommen und Gehen. Interviewer, Fotografen, Künstler, Filmleute, Dramatiker, die den Leiter dieser Bühne, Erwin Piscator, unbedingt zu sprechen wünschten. Im Geschäft drückten wir uns an den Fensterscheiben manchmal die Nasen platt. Die Neugierde einer ganzen Stadt entlud sich hier. Innen drin tagten in Permanenz seine Mitarbeiter, verwarfen das soeben von den Schauspielern Erprobte, stritten miteinander, entwarfen neue Szenen, rannten damit auf die Bühne. Potentielle Besucher und Abonnenten klopfen an die schweren Eingangstüren.

Ein Dramaturg verlor beim hastigen Überqueren des Platzes eine Druckfahne. Ich rannte aus dem Geschäft. Aber der Mann war schon weg, vom U-Bahnschacht verschluckt. Ich bückte mich. „Das Programm der Piscatorbühne“ stand in fetten Lettern ganz oben. Eine Theaterzeitschrift offenbar, in diesem Augenblick das Licht der Welt erblickend, denn darunter stand fett unterstrichen „Nummer 1 September 1927“. Ich verstand kaum etwas von dem, was dort stand. Ein Zettel fiel heraus. „Notizen über die Aufgabe des revolutionären Schauspielers im Prozess der Arbeit an ‚Hoppla, wir leben!‘“ Mit der Hand geschrieben. Über das Blatt gebeugt, entzifferte ich: „Dieses Stück ist ein ausgezeichnetes Musterbeispiel. In ihm sind die Rollen klassenmäßig scharf kontrastiert: die Gruppe der klassenbewussten Proletarier, der Typus des vorangekommenen sozialdemokratischen Parteifunktionärs, wie er sich in Kilmann verkörpert, die Schicht der Neureichen, der Typus der liberalisierenden Bourgeoisie und schließlich die Gruppe des anciens régime, der alte Adel, der in Graf Lande und im Polizeimajor verkörpert ist. Hier ist jede Rolle tatsächlich der scharf umrissene Ausdruck einer gesellschaftlichen Schicht. Nicht die private Veranlagung, der individuelle Komplex war ausschlaggebend, sondern der Typus, der Vertreter einer bestimmten gesellschaftlichen und ökonomischen Anschauung. Nur zwei Figuren machten eine Ausnahme, der tragische und der komische Held des Stückes, der Kleinbürger Pickel, der die ideale Verkörperung der Republik und der Arbeiter Thomas, der die Vollendung der Revolution sucht. An diesen beiden klassenmäßig entwurzelten Gestalten wurde die Bindung der anderen Figuren nur umso klarer.“ Diese Zusammenfassung verstand ich nur zu gut. Ich hob wie trunken die verlorene Druckfahne mit dem Zettel auf und rannte zurück ins Geschäft. Meine Kolleginnen rissen mir beides aus der Hand. Klebten es an die Wand. Lasen. Diskutierten. Stritten. Nach Dienstschluss stand ich an der Theaterkasse und kaufte mir von meinem Lehrlingstaschengeld meine erste Eintrittskarte für meine erste Teilnahme an einer Theateruraufführung. Es war ein Sonnabend, das weiß ich noch. Der 3. September 1927. Ich saß auf der Galerie. Eine dunkle Weste hatte ich mir aus Anlass dieses Tages geschneidert. Dazu passend dunklen Rock und helle Bluse mit Bändchen angezogen, die ich schon hatte. Herren im Frack erschienen neben Proletariern in derbem Tuch. Zwischen dunkel gekleideten Damen mit glitzernden Brillanten und wallenden Hermelinen strebten Studenten und Söhne von Mittelständlern mit ihren kurzen Wandervogelhosen und weißen Schillerkragen ihren Plätzen zu. Die Vorurteilslosen tobten am Schluss. Doch die Stützen der Gesellschaft, die für einen Parkettplatz bis zu einhundert Mark hingeblickt hatten, rauschten nach pflichtschuldigem Applaus davon. Süßsaurer Lächeln, das die Luft schwängerte. Die jungen Arbeiter dagegen hielt es kaum auf ihren Holzbänken, als ihre Interessen angesprochen wurden. Es gäbe nur eins, hieß es einmal zugespitzt nach einer Szene: Entweder sich aufhängen oder die Welt verändern. Da sprangen die Jugendlichen von ihren Plätzen und begannen, die Internationale zu singen. Jetzt begriff ich diesen kalten Satz, der zu Hause am Abendbrottisch fiel. Und ich stand auf wie alle. Summte mit. Wochenlang wurde das Stück gegeben. Die rechte Presse schäumte. Bis Anfang November spielten sie. So oft es mir möglich war, besuchte ich eine Vorstellung. Vor allem wegen der Diskussionen, die hinterher stattfanden. Am späten Nachmittag schon klopfte ich an den Bühneneingang. Man öffnete. Man wusste, dass ich das war. Ich schlich mich nach hinten. Ins Halbdunkel. In die letzte Reihe. Wo ich untertauchen konnte. Es war Neujahrsfest. Meine Schwester sollte mich hier

abholen. Sie hatte dazu den Auftrag von unserer Mutter. Alle Familienmitglieder sollten abends gemeinsam am Tisch sitzen. Erleuchtet.

Ich blieb hier. Hier brannte das Licht der gesellschaftlichen Wahrheit. Im brechend vollen Theatersaal, in dem Zuschauer, Schauspieler, Arbeiter, Intellektuelle nach der Vorstellung über die gesellschaftlichen Probleme diskutierten, die auf der Bühne vorher verhandelt wurden. Diszipliniert. In Rede und Gegenrede. Ich erinnere mich noch deutlich, als sich bei einem Zusauertreffen Piscator plötzlich erhob. Als er sich mit einer Feststellung an uns wandte, die uns sprachlos machte. Ohne Anrede. Mit ruhiger Stimme sagte, aus Mangel an Phantasie erlebten die meisten Menschen nicht einmal ihr eigenes Leben. Geschweige denn ihre Welt. Wir hielten den Atem an. Das waren keine bloßen Worte mehr. Ich höre sie heute noch. Dann folgte eine Rede über Theater und Revolution. Man schrie durcheinander. Ich sah vor meinen Augen das schlagende Herz wieder. So pochte es in mir. Ein unbewusstes und unwissendes Leben. Mein Herz, dachte ich plötzlich. Vor aller Augen. Ungeschützt. Nackt.

Als wir hinausdrängten, empfing uns kalte Herbstluft, die schon die ersten Vorboten des Winters in sich zu tragen schien. Die Welt ist alt, dachte ich da. Ich schlug meinen Mantel zu. Ging meinen langen Weg durch die Nacht. Quer durch die unübersichtlichen Viertel der Stadt. Die längst gefährlich gewordenen. Sah meine Mutter in Gedanken, wie sie am Fenster auf mich wartete. Voller Bangen. Das Geld für die U-Bahn, das sie mir mitgegeben hatte, war aufgebraucht. Für den Kauf von Billett und Theaterjournal. Und sie ahnte es. Wusste es. Nur noch dieses Wissen band uns an diesen Tag der Hohen Feiertage. Und die Furcht. Als ich vor ihr stand, war es bereits weit nach Mitternacht. Mein Herz pochte. Ich schwieg. Ich tat vor Anbruch des neuen Tages kein Auge zu. Und auch sie schwieg. Und auch sie konnte nicht schlafen. Es geschah in dieser Nacht ein Bruch zwischen uns.

Und am Morgen, als ich zum Geschäft fuhr, das Begreifen, dass etwas Neues für mich begonnen hatte. Nannte es im Stillen meine zweite Lehre. Meine Universität, die es nicht gab. Mit Disziplinen, die immer wieder neu erfunden werden mussten. Nach Maßgabe der Bedürfnisse des Klassenkampfes. Der stand im Zentrum dieser Universität von unten. Am Nollendorfplatz erst, später am Bülowplatz, in dessen Nähe wir wohnten und der sich zu einem der Hauptkristallisationspunkte gesellschaftlicher Veränderungen in dieser Stadt entwickelt hatte.

Alles, was links war, hielt sich hier auf. Schon vor meiner Lehre erfuhr ich von der herausragenden Bedeutung dieses Platzes. Im Gefolge einer Erfahrung, die ich hätte besser nicht machen wollen. Bin meinem großen Bruder, weil er zum stets gleichen Zeitpunkt vom Hof verschwand, eines Tages nachgelaufen. Heimlich. Wollte wissen, was er trieb. Was mehr sein konnte als das wunderbare Leben auf dem Hof. Immer wieder verlor sich die Fährte im Getümmel des Bülowplatzes. Bis ich meine Absicht verwirklicht hatte. Ich erstarrte. Ich wurde kreidebleich. Mein Blut stockte. In einer Gruppe wartender Straßenmädchen sah ich sein Gesicht. Bis er mich entdeckte. Mich lachend zu sich und seinen Gesprächspartnerinnen heranwinkte. Dann wusste ich alles über ihn. Obwohl ich sie nicht ein einziges Mal danach gefragt hatte. Eine Erfahrung, bei der mir abschließend das Blut ins Gesicht schoss. Dafür wurde ich, wenig gebildet, wie ich war, sehr bald Teilnehmerin eines politischen Bildungsprozesses, den die Welt des Bülowplatzes allen besitzlosen Menschen dringend anzuraten sich aufschwang. Der Bülowplatz, das Herz des einfachen Volkes, war ständig voller Menschen. Schon früh morgens. Um halb fünf bin ich aufgestanden, um die Arbeitsangebote lesen zu können, die um fünf an die Litfaßsäule geklebt wurden. Eine wogende Menschentraube, die mich wegstieß. Dann füllte sich der Platz. Den ganzen Tag sah man sie diskutieren, rauchen, Zeitung lesen, trinken, essen. Meist junge Menschen. Arbeiter, Arbeitslose. Studenten. In Cafés, Kneipen, Restaurants, die sich hier rund um den Platz

angesiedelt hatten. Da gingen nur Menschen hin, die sich für gesellschaftliche Fragen interessierten. Viele von ihnen, die in diesem Bezirk gar nicht ansässig waren. Sogar aus dem Ausland. Arbeiterfunktionäre, Journalisten, Schriftsteller, Künstler. Auf der Terrasse haben wir gegessen. Schöne runde Tische wurden auf den großen Vorplatz vor der Volksbühne hingestellt. Hier wurde debattiert. Politisch. Über die gegenwärtige Lage. Hauptsächlich darüber, wie es in Deutschland weitergehen soll. Hier konnten wir sitzen und Kaffee trinken. Oder Kirschsafte. Limonade. Hauptsächlich Kaffee. Man konnte eine Tasse Kaffee bestellen und einen ganzen Abend hier verbringen. Durch meinen großen Bruder, der keine Arbeit bekam, obwohl er als Kirschner einen geachteten Beruf besaß, hatte ich das Glück, vielen Leute zu begegnen. Wir haben immer die Tische voll gehabt, wo wir saßen. Fremde Leute kamen, setzten sich zu uns. Um die Tische bin ich gelaufen. Habe den Gesprächen gelauscht. Von Runde zu Runde. Von Thema zu Thema. Und wenn ich den Debatten nicht folgen konnte, habe ich zu Hause nachgelesen. Nachts. Bei Kerzenlicht. Habe alles in mich aufgesogen. Besonders in Gegenwart der Leute, die von weither kamen. Einen internationalen Blickwinkel der politischen Betrachtung geltend machten. Und sich Zeit nahmen bei jedem Gedanken, wenn sie diskutierten. Und die wichtigsten sich notierten. Am frühen Nachmittag schon begann der Platz aufzuleben. Am Abend dann war er über und über mit Menschen besät. Anheimelnd. Die Lichter brannten. Direkt vor der Volksbühne. Und ich genoss es, wie sich Lichter und Wortketten über den ganzen Platz bis in die Straßeneingänge hinein ergossen. Wie warm mir ums Herz dann immer wurde. Bis Mitternacht haben wir hier gegessen. Wenn kein Platz frei war, haben wir gestanden. Wir waren alles junge Menschen. Voller Wissbegierde. Voller Neuerungsdrang. Schnell, was lag näher, wurde ich Mitglied der Volksbühne. Erhielt mein Abonnement für wenig Geld. Ging regelmäßig ins Theater. Alle vier Wochen. Es war ein an gesellschaftlichen Problemen orientiertes Theater der Aufklärung, ausgehend von den Lebensbedürfnissen der nicht begüterten Schichten der Gesellschaft. Inspirierend. Partei ergreifend. Die Volksbühne, das Flaggschiff dieses Platzes, hatte jedoch noch einen kleineren Bruder, der allerdings nicht weniger Ausstrahlungskraft besaß. Das war das Karl-Liebknecht-Haus. Es beherbergte die Parteizentrale der KPD. Ich war nicht in der Partei, aber ich war viel mit Genossen zusammen. Sie zeigten sich gegenüber meinen Fragen aufgeschlossen. Sie besaßen die seltene Gabe zuzuhören. Das Wort zu schätzen. Eine Buchhandlung war hier untergebracht. Menschen unterschiedlichster Herkunft, aber gleich in der Schmalheit ihres Geldbeutels, erstanden hier preiswert Bücher. Marx. Engels. Lenin. Luxemburg. Moderne Gesellschaftstheorie. Auch über die Befreiung der Frau. So beispielsweise August Bebels Werk „Die Frau und der Sozialismus“, das mich fesselte. In den Bann schlug. Zum ersten Mal in meinem Leben las ich das Kommunistische Manifest. Es war hier. Auf offener Straße. Nahe dieser Buchhandlung. Mehrere Menschen standen hier herum und lasen. Oder haben lesend auf dem Bordstein gegessen.

Es waren die faszinierendsten Stunden meiner zweiten Lehre. Wieder ein anderer Bildungsort war der Arbeitersportverein „Fichte“. Er war sozialdemokratisch dominiert. Regelmäßige Besucherin war ich dort. Auch politisch hatte ich mich als Sportlerin betätigt. Fand mich als festes Mitglied, das ich war, regelmäßig bei den politischen Zusammenkünften ein. Ich war angesehen, weil ich zu den besten Turnerinnen gehörte. Ich nahm an Wettkämpfen teil. Wurde mit Preisen bedacht. Was mich nicht daran hinderte, noch in zwei anderen linken Sportvereinen, weil ich dort feste Freundinnen hatte, Mitglied zu sein. Doch der Ort der Bildung, der für mich an erster Stelle vor allen anderen stand und der tatsächlich den Titel einer Universität verdiente, genauer gesagt, einer echten Gegenuniversität, war die Marxistische Abendschule. Sie befand sich weiter weg vom Bülowplatz. Wir nannten sie MASCH, manchmal liebevoll MASCHI. Einstein lehrte hier.

Meine Hochschätzung galt diesem Bildungsweg aber nicht von Anfang an. Ich habe mich dort zunächst nicht angenommen gefühlt. Die menschliche Wärme vermisst. Weil es kaum

Frauen dort gab. Die Frauen standen draußen vor der Tür. Warteten auf die Männer, die jungen Arbeiter, bis die Lehrveranstaltung beendet war. Dann sind sie Arm in Arm losgezogen. Meist in ein Café am Bülowplatz, wo sie ihren festen Platz hatten. Der Besuch von Kursen an der Volkshochschule, die sich ebenfalls weiter weg vom Bülowplatz befanden, schuf für mich dann den Ausgleich, weil hier Frauenüberschuss herrschte. Dennoch wurde für mich, ich hätte das nie geglaubt, die MASCH trotz der niedrigen Zahl weiblicher Teilnehmer nach und nach zu einer Einrichtung intensiver geistiger Bereicherung auf Basis großer menschlicher Nähe. Eine Frauenfreundschaft hatte sich entwickelt, die es tiefer kaum geben konnte. Ihr Name ist mir leider entfallen. Sie war Schauspielerin an der Volksbühne. Aber sie war zugleich Mitglied der KPD. Als solches außerdem Leiterin von kulturpolitischen Lehrveranstaltungen an der MASCH. Sie war es, die mich in die MASCH eingeführt hatte. Die mich im Karl-Liebknecht-Haus für diese außergewöhnliche Möglichkeit einer kontinuierlichen Weiterbildung angemeldet hatte. Die mich auf besondere Diskussionsveranstaltungen und Schulungen, für die keine wissenschaftliche Vorbildung erforderlich war, aufmerksam gemacht hatte. Die mir immer wieder behutsam die Türen geöffnet hatte, wenn sie mir verschlossen geblieben waren. Von zu Hause hatte sie mich oft mit ihrem Wagen abgeholt. Dann fuhren wir gemeinsam zu einer der Lehrveranstaltungen, für die wir uns nach gemeinsamer Beratung entschieden hatten. Wärme durchflutete mich jedes Mal während der Fahrt. Neugierde. Dankbarkeit. Durch sie erst begann ich mich Schritt für Schritt zu öffnen. Sie ebnete mir den Weg zu einer umfassenden politischen Bildung. Durch sie erst errang ich die Beharrlichkeit, in die Tiefe zu gehen. Weltanschaulich. Politisch. Sie war es auch, die zwischen einzelnen Dozenten und mir den Kontakt hergestellt hatte. Zu Hermann Duncker beispielsweise, der einen großen Eindruck auf mich gemacht hatte. Treues Mitglied der SPD. Parteifunktionär. Dann Parteirebell, weil seine Partei dem verfluchten Krieg im Reichstag ihre Stimme gegeben hatte. Und auch in kulturpolitischer Hinsicht verhalf mir die Schauspielerin zur Vertiefung meines Wissens. Nach jeder Vorstellung an der Volksbühne, in der sie mitgewirkt hatte, trafen wir uns. Tauschten wir uns über den gewählten Inszenierungsansatz aus. Erkundeten gemeinsam die möglichen und verwirklichten ästhetischen Wirkungszusammenhänge, was konkret hieß, uns mit der jeweiligen Persönlichkeit der Figuren des Stückes ausführlich zu beschäftigen. Das erste Mal gesehen hatten wir uns an einem der großen Tische vor der Volksbühne. Drauflos geplaudert. Über Mode. Über Theaterpolitik. Über die Wesensunterschiede zwischen Lohnarbeit und Kunstausübung. Über den Geist der Utopie. Und, was mit Letzterem zusammenhing, über unsere aktuellen Leseerfahrungen mit schöngeistiger Literatur. Über Alfred Döblin. Über Anna Seghers. Über unbekannte politische Autoren, die sich vor dem Hintergrund der Weltwirtschaftskrise in Zeitungen und Zeitschriften verstärkt zu Wort meldeten.

Und wir sind ja auch mit Schriftstellern bekannt geworden. Mit Alfred Kantorowicz, Hans Arno Joachim und Peter Huchel. Gemeinsam hatten sie am Bülowplatz eine kleine Wohnung bezogen. Sie waren miteinander befreundet. In kleinen Runden plötzlich saßen wir nachts bei ihnen. Tranken köstlichen Tee. Rauchten. Das intellektuelle Niveau unserer Gesprächspartner war beeindruckend. Und ihre Aufrichtigkeit. Sie wollten sich erst gar nicht verleugnen, erklärte einer von ihnen gleich am Anfang unserer Begegnung. Sie wären Bürgersöhne, nicht aus der Arbeiterklasse stammend, aber sie wären im Zuge der Weltwirtschaftskrise besitzlos geworden, und es wäre ihnen daher eine Ehre, nun direkt neben Arbeitern zu wohnen. Von ihnen zu lernen. Bis in die Früh diskutierten wir über die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise auf die Lebensweise der Menschen, über Arbeiterkämpfe, über das Verhältnis von Kunst und Politik, über die Umwälzungen in der Literatur, über den Verfall von Freundschaft und Liebe in Zeiten des tendenziellen Falls des Wertes der menschlichen Arbeitskraft und über die Kraft der Solidarität der Kämpfenden. Und wir, die Schauspielerin und ich, die wir uns bei diesen Gesprächen immer wieder kurz schweigend anschauten, um insgeheim Zustimmung oder Zweifel zu signalisieren, kamen uns näher und näher. Und dann,

nach unendlich vielen Theatergesprächen, Schulungsabenden, Zusammenkünften mit Arbeitern und Intellektuellen, waren wir Freundinnen geworden, engste Vertraute, Wahlschwestern, die wussten, dass sie sich alles sagen konnten. Sie war eine große und kluge Frau. Sehr klug. Sehr belesen. Andererseits auch wieder sehr impulsiv. Vom Typ her waren wir einander ähnlich. Beide dunkelhaarig. Beide aus einem Punkt heraus einen Gedanken entwickelnd. Und beide ziemlich rasch zum Angriff übergehend, wenn es um die Verteidigung des gerade Entwickelten ging. Dabei stets davon überzeugt, dass politische Sätze einer logischen Ableitung genügen müssen. Keine Abirrung bei der Satzbildung bitte, war unser geflügeltes Wort in hitzigen Straßendebatten mit politisch interessierten, aber fehlgeleiteten Leuten, die meistens Männer waren. Das Wort „Satz“ wäre zwar grammatikalisch männlich, der Bau eines Satzes aber weiblich. Und *die* Wahrheit hieß es außerdem, nicht *der*. Auch im Französischen. Auch im Russischen. So redeten wir mit denen, um unsere Minderzahl als Frauen auszugleichen. Sie war sehr großzügig, hatte mich immer eingeladen, weil ich arbeitslos war. Habe für sie gegen Entgelt genäht. Elegante Kleider und Blusen. Die Stoffe dafür haben wir immer im KaDeWe gekauft. Zu herabgesetzten Preisen im Resteverkauf. Stoffe mit großen und zart gezeichneten Blumen. Zuschneiden und Anproben nahmen wir bei ihr vor. In ihrer stilvoll eingerichteten Wohnung in der Bülowstraße. Und wenn ein Kleid fertig war, haben wir es ausgeführt. Das war für uns ein Festtag. Gelaufen sind wir. Nie gefahren. Meist Unter den Linden. Hinauf und hinunter. Stundenlang. Wir wollten nicht einkehren. Wir wollten unter uns bleiben. Uns ungestört austauschen können. Ohne Zeugen. Ohne Beteiligung Dritter. Reden über Allerpersönlichstes. Reden über das, was uns im Alltag bewegte. Reden über die brennenden Fragen unserer Zeit. Reden über die schier ausweglose politische Lage. Über den Abgrund, vor dem wir alle damals schauernd standen.“

Ich höre deine Gedichte, die geschriebenen wie die ungeschriebenen, die mich begleiten. Ich spüre ihren Ursprung, ihre Inspiration, die darin enthaltene unausgesprochene Aufforderung, den Weg der Persönlichkeit zu gehen, und zwar als Lehre aus der Geschichte.

Die langen Mähnen des Exils ...

Und jetzt täusche ich mich wieder, und so lustvoll, aber woher kommen all diese täuschenden Bilder? Ich sehe dich, meine Mutter, und das tut weh, unheimlich weh, sich so perfekt täuschen zu lassen, wie du da auf dem Deck der „Boston“ stehst, sicherheitshalber die Reling umklammernd mit deinen beiden kräftigen Schneiderhänden, denn es herrscht leichter Wellengang, an einer Stelle, an der du ganz allein bist, und ich sehe dich, dein Gesicht, deine Augen, und wie es dir gelingt, etwas aufzuschreiben auf der Reling, wo doch eigentlich jeder Strich mit dem Bleistift abrutscht, und dann sehe ich, wie sich dein Blick mehr als einmal festzuhalten sucht, in die feste Ferne gerichtet, die Europa einmal war, wie du Ausschau hältst nach Anuschka, deiner Mutter, meiner Großmutter, die ich nie sehen durfte, hoch oben in den Wolken, als blasses Bild im Wolkenschleier, und einmal rufst du ja sogar nach ihr, und deiner Mutter geht es ganz bestimmt ähnlich, und ihr ringt nach Worten, beide, ihr ahnt den Abschied für immer, und es gibt nur ein einziges Wort, wenn überhaupt:

*Verschollen! Das bloße Wort gleicht einer Glocke
Die mich von dir zu mir allein zurückruft
Lebewohl!*

John Keats: Ode an eine Nachtigall, Schlussstrophe

*

Exil Berlin

Nach Rückkehr ins zerstörte Berlin war Dora Dick als Modellschneiderin und Lehrausbilderin in einem renommierten Konfektionsbetrieb im Berliner Westen tätig. Sie engagierte sich als Gewerkschafterin in der Industriegewerkschaft Textil und Bekleidung des DGB und wurde schließlich Vorsitzende des Frauenausschusses der IG Textil und Bekleidung von Berlin West.

REGISTRATION CERTIFICATE No. 694939. 62 SH 112

ISSUED AT Clacton-on-Sea

ON 5 June, 1939.

NAME (Surname first in Roman Capitals) *See page 12*
DICK BODES Dora.

ALIAS

Left Thumb Print
(if unable to sign name
in English Characters)

PHOTOGRAPH



Nationality ~~Stateless~~ ¹ *See page 12.*

Born on 5.2.1911 in Berlin.

Previous Nationality (if any) German.

Profession or Occupation { ~~Dressmaker (Refugee)~~
BUSINESS ADDRESS La Rue # 7.

Single or Married *Single see page 12.*

Address of Residence { 122 Kachava, Prague,
Czecho Slavakia.

Arrival in United Kingdom on 9.5.1939.

Address of last Residence outside U.K. c/o "Concordia"
Hayes Road, Clacton-on-Sea

Government Service

Passport or other papers as to Nationality and Identity.
Stateless Passport no. 1983 issued

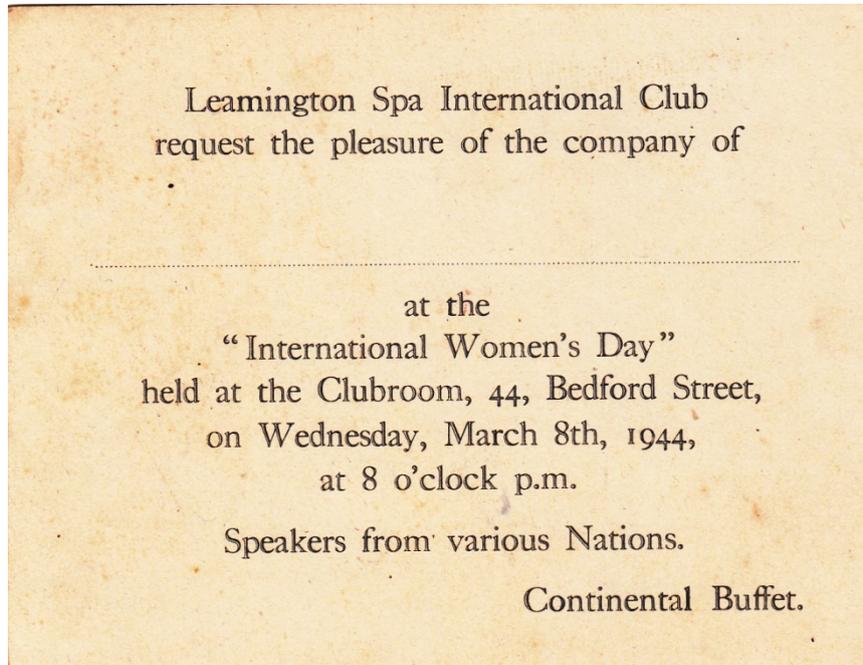
Britischer Flüchtlingsausweis von Dora Dick vom 5. Juni 1939



Emigrantentreff „Café Rouge“ in Royal Leamington Spa / County Warwickshire
Regent Street 95 – 99, Foto: Antonín Dick



Dora Dick an der Nähmaschine in der Wohnung in der Regent Street 127
in Royal Leamington Spa / County Warwickshire, Foto: Albin Dick



Einladungskarte des International Club von Royal Leamington Spa / County Warwickshire
in der Bedford Street 44 anlässlich des Internationalen Frauentags vom 8. März 1944



Britisches Mitglied des FDKB Mery in Royal Leamington Spa / County Warwickshire
Foto: Albin Dick

**FREE GERMAN LEAGUE OF CULTURE
IN GREAT BRITAIN**

TELEPHONE : OFFICE-PRI 0151/2, RESTAURANT-PRI 5869.
36, UPPER PARK ROAD, LONDON, N.W.3.

SZ/GW

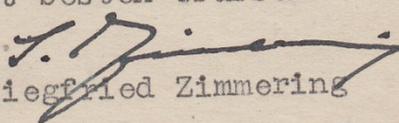
20. August 1943

Liebe Freundin Dora Dick,

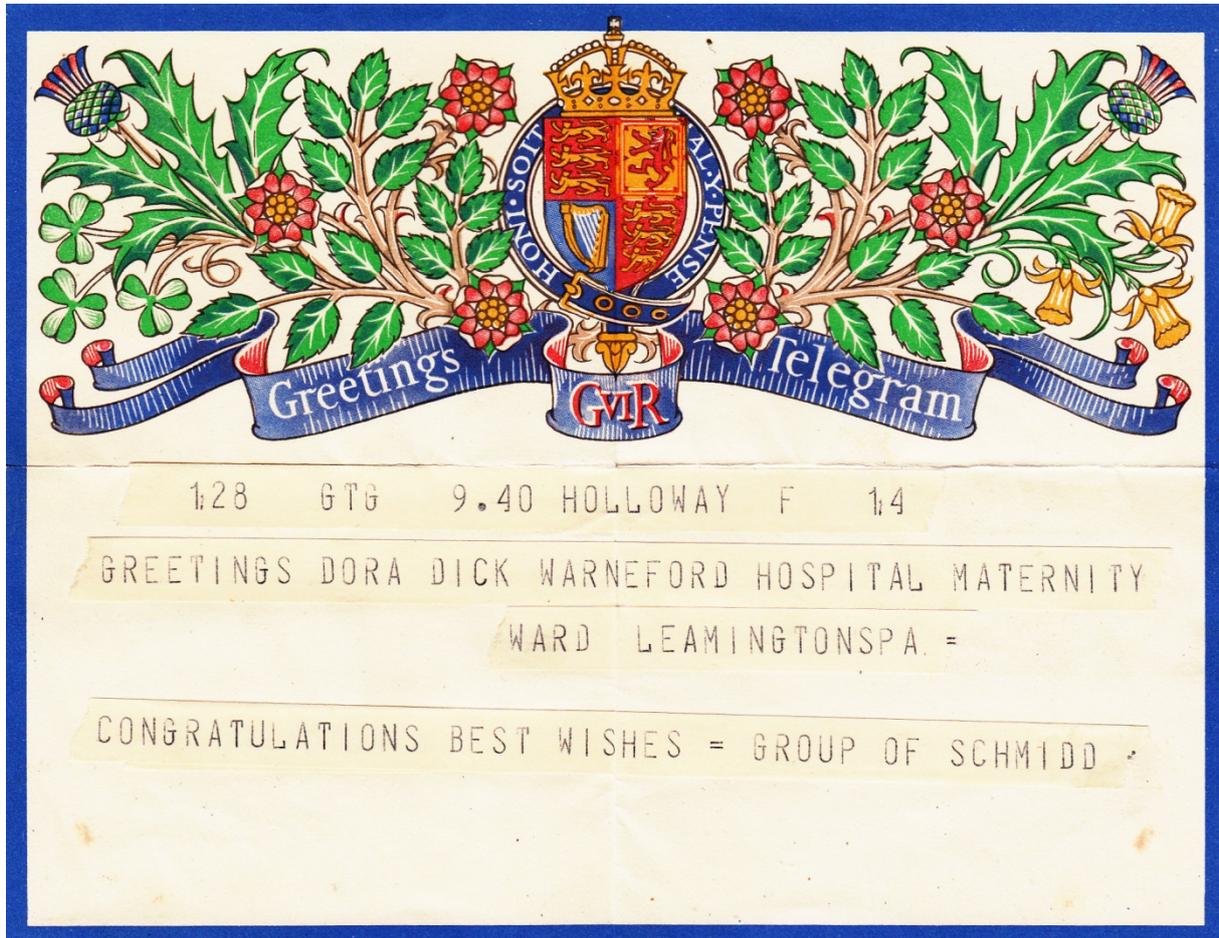
In der Anlage überreichen wir
Ihnen ein von Prof. Kokoschka signiertes
Exemplar der Gedichtsammlung "Und sie bewegt
sich doch" als Anerkennung für Ihre erfolg-
reiche Werbearbeit.

Wir bitten Sie um Entschuldigung,
dass wir Ihnen dieses Buch erst heute zu-
schicken und möchten Ihnen nochmals im
Namen des Kulturbundes für Ihre Bemühungen
danken.

Mit besten Grüßen


Siegfried Zimmering

Anerkennungsschreiben des Vorstands des FDKB vom 20. August 1943 für Dora Dick



Glückwunschtelegramm der Group of Schmidt an Dora Dick
zur Geburt ihres Sohnes Antonín Dick